Anekdoten

und

Karakterzüge

aus

dem Leben

Friedrich des Zweiten.

Vierte Sammlung.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegium.

Berlin, 1787.

bei Johann Friedrich Unger.

Wenn eine Nation auf die weise Regierung und die ausgezeichneten Handlungen ihrer Beherrscher aufmerksam ist, und das, was davon aufgesammlet wird, mit Begierde und Theilnahme lieset; so beweiset dies die Zuneigung und die Liebe, welche sie für dieselben empfindet. Die Franzosen haben uns davon schon vorlängst vielfältige Beispiele gegeben. Man lieset in Frankreich eine Menge Anekdoten nicht allein von den Regenten dieses Landes, sondern auch von seinen Feldherren, Ministern und Gelehrten. Diese Anekdoten haben ihren grossen Werth, der bei einer klugen Untersuchung oft schäzbarer ist, als das Resultat einiger historischen Folianten voll trokkener zeitungsmäßiger und ausgedehnter Erzählungen.

Diese Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben der großen Friedrichs sind bei uns von dem Publikum ebenfalls mit vieler Theilnehmung aufgenommen worden; und es läßt sich erwarten, daß, wenn die Neigung, Anekdoten zu lesen, die ohne Furcht, und mit Vermeidung des Unanständigen, niedergeschrieben sind, allgemeiner wird, daß wir, durch diesen Weg, künftig mehrere Personen bewegen werden, einzelne Vorfälle, die nicht sogleich bekannt gemacht, sondern bloß erzählt, und leicht vergessen werden, zu sammlen, aufzuzeichnen, und der Vergessenheit zu entreissen; und, daß unsre Nachkommen durch diese angenehme, noch immer aber vermißte Sorgfalt, bessere Geschichtsbücher erhalten werden.

Wir haben in Friedrichs Person den größten König gehabt, welchen die Welt je gesehen hat. Seine Zeitgenossen

haben ihn zwar geschätzt; aber die spä-
testen Nachkommen werden seine Thaten,
die so viel ausserordentliches haben, be-
wundern, uud sich einander fragen, ob
die Vorwelt sie nicht getäuscht habe? —
Man kann es sich daher leicht erklären,
warum alles, was diesen erhabenen Mo-
narchen betrift, mit Begierde gelesen, ja
warum selbst das, was nur den geringsten
Schein der Wahrheit hat, daß es ihn ha-
be betreffen, oder von ihm geschehen kön-
nen, ohne alle Untersuchung, gern aufge-
genommen wird. Wer die ganze Regie-
rungsperiode Friedrichs übersieht, wird
darin beinahe alles das antreffen, was
in der Geschichte der beiden berühmtesten
Völker des Alterthums und ihrer Be-
herrscher viele Jahrhunderte hindurch zer-
streut angetroffen wird. Kaunitz hat da-
her mit Recht ausgerufen: wann wird die
Welt einen so grossen Mann wieder be-

 kommen!

kommen! — Man kann diese Frage mit Recht thun; denn nie hat wohl ein König geherrscht, der durch seine Weisheit, seinen Verstand sich allgemeine Schäzzung erwarb, und von dem gesitteten Theile des Erdbodens, ja selbst da, wo sich Verfeinerung noch immer sehr stark mit der Barbarei vermischte, allenthalben verehret und bewundert wurde; dem selbst seine Feinde, mit Beschämung, seine Größe zugestehen mußten, und dem es nicht unmöglich gewesen wäre, wenn die Dauer seiner Regierung hätte verdoppelt werden können, die Welt zu einem glüklichen Wohnorte der Menschen zu machen. — Hätte seine thätige Seele die Organen von hundert anderen Individuen, in seinem Körper vereint, gebieten können; so würde sie solche in Bewegung gesetzt, und damit zum allgemeinen Wohl gehandelt und gearbeitet haben. Denn er war in seiner

Regie-

Regierung Alles, weil alles nach seinen Grundsätzen, die sich auf Klugheit und Erfahrung gründeten, handelm mußte, und weil er höchstselten von andern Grundsätze, nach denen er verfuhr, annahm. Ich werde wenig zu dem hinzusetzen können, was man bereits von der Größe des Höchstseligen Königs gesagt hat, ich bin aber auch überzeugt, daß man solche erst nach Jahrhunderten wird gehörig schätzen lernen, und freue mich jezt darüber herzlich, daß man alles das, was sein Andenken erneuert uud wieder auffrischet, mit Begierde aufnimmt und schätzet.

Ich hätte gewünscht, daß die bis jezt herausgekommenen Anekdoten mehr nach einem Plan, oder einer Zeitordnung, rangirt gewesen wären; und, daß wir mehrere Beiträge dazu von unsern Mitbürgern, zur Vermehrung derselben, erhalten hätten. Denn, man lieset wirklich die Behandlun=

gen der Lebensgeschichte Friedrichs von auswärtigen Gelehrten, mit einiger Unzufriedenheit, wenn man so viel auffallende Verwechselungen, verdorbene Namen bekannter Menschen, und auch zum öftern platte Unwahrheiten darin antrift, die dem, der in der Hauptstadt des Landes wohnet, sich dem Hofe nahe befindet, und der während der Regierung Friedrichs des IIten gelebt hat, besonders auffallen müssen. Diese Fehler sind nicht so klein und gering, als sie von unwissenden Leuten gemeinhin geglaubt werden. Es ist wenig daran gelegen, was diese von unrichtigen Angaben halten, besonders, da sie ihnen nicht auffallend sind, und es auch nicht werden können; es kömmt aber viel darauf an, welche Wirkungen sie bei dem Leser, der besser unterrichtet ist, hervorbringen. Dieser muß natürlich mißtrauisch werden, wenn er Unrichtigkeiten antrift, die gegen den

den Sammler und seine Nachrichten Miß-
trauen erregen, und zweifelt daher oft an
das, was wirklich richtig ist, wenn er es
nicht schon aus andern Quellen weiß.

Unsere Regenten lieben keine orienta-
lische Sitten; sie sind stets sichtbar, und
wandeln unter dem Volke, das sie liebt,
mit Sicherheit umher. Dies ist aber
noch immer unzulänglich, ihre häusliche
Handlungen kennen zu lernen, weil nur
die Großen, welche sie nebst ihren Haus-
bedienten umgeben, Gelegenheit haben, sie
zu beobachten, und diese schweigen meh-
rentheils davon, welches eben nicht zu
loben ist: denn durch diese Verschwie-
genheit bleibt auch manches Edle der
Fürsten verborgen, das andere Fürsten
zur Nachahmung reizen würde, ihnen
auch im Guten, so wie in manchen sonst
unbedeutenden Dingen, ähnlich zu wer-
den.

Ich will diese Bemerkungen der Beurtheilung und Empfindung eines jeden überlassen, und hoffe, man werde ihnen, so wie den nun folgenden von mir gesammelten Anekdoten, nicht allen Werth absprechen.

Was

Was die Geburt König Friedrichs des Zweiten, und die sowohl dabei als nachher vorgefallene Begebenheiten betrift, so sind solche bereits in vielen bekannten gedrukten Werken aufgezeichnet worden. Man hat auch in demselben gedrukte Nachrichten von der wissenschaftlichen Erziehung desselben aufgesammlet, zu welchen aber noch manches hinzugefügt werden kann.

Der König hat unter andern auch das Zeichnen erlernet. Von wem, ist mir nicht bekannt; so viel aber ist gewiß, daß er seine Ideen auf dem Papiere mit vieler Kraft entwerfen, und oft den Baumeistern, Mahlern, und andern Künstlern mit wenig Federstrichen verständlich machen konnte. Man will behaupten, der Baron von Knobelsdorf habe

ihm

ihm den wesentlichsten Geschmack an Kunstwerken beigebracht. Dieser geschikte Mann war selbst ein großer Künstler, und man weiß von ihm, daß er auf Kosten des Königs eine Reise nach Italien thun mußte, um sich mit den dasigen Kunstwerken des Alterthums bekannt zu machen.

Der König hatte in seinem Zimmer beständig die Werke des Piranese und Panini auf dem Tische liegen, aus welchen er die Vorschriften zu den aufzuführenden Gebäuden in Berlin und Potsdam gab. Sein Geschmak war ausgezeignet, neu und überraschend, wie solches zum Theil die Verzierungen seiner Schlösser beweisen. In den letzten Jahren seines Lebens schien er ein Vergnügen an der Verwüstung der Zeit zu finden, und gab wenig zur Wiederherstellung der wandelbar gewordenen Gebäude, Bildsäulen und verdorbenen Gemälde her. Viel-

leicht

eicht war ihm dies alles ein philosophisches Bild der Vergänglichkeit, die er an seinem eigenen Körper verspürte. Man wird sich bei einigem Nachdenken erklären können, warum er die einheimischen Künstler wenig schätzte, da er bei ihnen selten das fand, was er suchte, und von ihnen verlangte. Demunerachtet hat man doch Beispiele, daß er junge in seinen Staaten geborne Mahler und Bildhauer unterstüzte, sie reisen ließ, ihnen Pensionen gab, und man weiß, was er noch in seinem letzten Lebensjahre für die Mahler- und Bildhauerakademie that, und noch thun wollte.

Er hat übrigens während seiner Regierung Schätze von Kunstsachen gesammlet, welche in Sansouci und dem bei demselben befindlichen neuen Schlosse zu sehen sind. Er kaufte die schätzbare Sammlung von Antiken, welche der Kardinal Polignak während

seiner Lebenszeit mit großen Kosten und Mü-
he zusammengebracht hatte, und die Menge
von geschnittenen Steinen, die der Freiherr
von Stosch gesammlet hatte. Er besaß ei-
nen solchen Reichthum von Watteaus, daß
man glauben sollte, er hätte alle Werke
dieses Künstlers zusammengebracht. Die
Bildergallerie enthält einen Reichthum von
Gemählden der besten Meister, die er theuer
bezahlt hat. Man will behaupten, der Kö-
nig sei mit einem und dem andern Stükke be-
trogen worden, und man habe sie ihm als
Arbeiten solcher Meister untergeschoben, die
sie nicht verfertigt hätten. Z. E. das schöne
Stük in der Bildergallerie, welches Loth
mit seinen Töchtern vorstellt, und welches
Preißler in Kupfer gestochen hat, soll nicht
von Raphael sein, wie vorgegeben wird.
Kenner sagen: es könne mit mehrerem Rechte
Rottenhammern zugeschrieben werden. Als
etwas

etwas besonders habe ich angemerket, daß in einem der Zimmer des Königs, im alten Schlosse zu Potsdam, ein Gemähblde von Rubens hängt, welches die Schrekken des Krieges vorstellet. Es scheinet ein Beweis zu sein, daß Friedrich den Krieg nicht liebte, da er eine solche mahlerische Vorstellung voll Wirkung an einem Orte aufgestellet hatte, den er oft besuchte, und der seinen Generalen und Officieren sehr oft in die Augen fallen mußte. Gemeine Vorstellungen konnte der König nicht leiden; man findet daher in seinen weitläuftigen Gemähldesammlungen keine Bäderstükke, Wochen- oder Barbierstuben, Küchenstükke, wenig Landschaften, keine solche Gegenstände, die mehr die Kunst, als die Sache, worin sie sich zeigt, schätzbar macht. Merkwürdige Personen seines Hauses, seines Hofes, grosser Helden und berühmter Leute, wozu auch Sänger, Tänzer und

Virtuosen gehören, findet man nicht selten in seinen Zimmern. In der Vorstellung derselben hat sich Pesne's Pinsel vielfältig verewiget.

Den berühmten Pesne schätzte er sehr hoch, besuchte ihn zum öftern, und blieb stundenlang bei seinen Arbeiten gegenwärtig. Er gehörte schon zu der Gesellschaft, die sich der König als Kronprinz zu Rheinsberg gewählet hatte. Da sich einst der König bei Pesne mahlen ließ, um sein Portrait nach England zu versenden; so wollte er zwar davor nicht sitzen, befahl ihm aber, dasselbe von Zeit zu Zeit auf dem Schloße vorzuzeigen. Der König sprach bei dieser Gelegenheit mit dem Künstler lange Zeit, reichte ihm selbst Koffee, und fand seine Arbeit so gut, daß er behauptete, er habe nicht nöthig, zu sitzen.

Pesne hatte einen Sohn, der keine Neigung zu seines Vaters Kunst spürte;

er ließ ihn daher nach Paris reisen, wo er sich zum königlichen Valet de Chambre bilden sollte. Als er wieder zurük kam, stellte der Vater seinen Sohn dem Könige selbst vor, der auch mit ihm sprach, aber nachher sagte: es ist nicht der Vater. Dieser Mensch war so hochmüthig, daß, als er nach des Vaters Tode nach Berlin kam, um die Erbschaft zu übernehmen, er den Verstand verlor, und im Irrenhause starb.

Der König war nicht leicht zu bewegen, Hofmaler zu ernennen, und es können sich nur wenige dieser Gnade rühmen. Ausser denen, die von seinem Herrn Vater diesen Titel erhalten hatten, und die er denselben beibehalten ließ, sind von ihm ohngefähr fünf bis sechs damit beehrt worden.

Einsmals befahl König Friedrich Wilhelm der Erste seinem großen Sohn, vor dem

Hofmaler Huber zu sitzen, weil dessen Bildniß, nebst andern von der Familie, in dem Hause aufgestellt werden sollte, welches der König dem bekannten Eckart, der auch den Namen des Kaminraths führte, geschenkt hatte. (Es ist das ehemalige Bodensche Haus, worin jezt die Seehandlungkompagnie ihre Geschäfte führt.) Der Prinz war zwar darüber unwillig; inzwischen mußte er doch dem väterlichen Befehl gehorchen. Er ging zu Huber, setzte sich vor ihm nieder, zog seine Flöte hervor, auf der er etwas spielte, und stand darauf mit den Worten: nun sage er meinem Vater, ich habe gesessen, plötzlich auf, und gieng weg.

Dieser Huber genoß ein Gnadengehalt von 600 Thalern, welches ihm König Friedrich Wilhelm ausgesezt hatte, dem er bei seinen bekannten Malereien mit gutem Rath behülflich gewesen war. Als Friedrich den

Thron bestieg, strich er ihm davon 300 Thaler. Nach seinem Tode wurde dem Könige gesagt: der Hofmaler Huber sei gestorben, und sein Gnadengehalt erledigt. — Wer ist das? — fragte der König? — Man antwortete ihm: Huber sei schon von Sr. Majestät Herrn Vater zum Hofmaler ernannt worden, und habe bis dahin das gedachte Gnadengehalt genossen. — — „Ich kenne ihn nicht," erwiederte der König; „ich kenne keinen Hofmaler „Huber, er wird vermuthlich den Thor„weg nach dem Leben angestrichen ha„ben."

Huber, Harper und Rode mahlten nach le Sueurs Zeichnungen das Inwendige des japanischen Palais in Sanssouci. Die beiden ersten Künstler sezten unter ihre vollendeten Arbeiten ihre Nahmen. Als der König sie besahe, und Huber's Nahmen bemerkte, sagte er: was soll das, Huber? ich

„weiß wer es gemacht hat; streiche er „den Nahmer weg." Harpers Nahmen ließ er stehen.

Es ist wahr, man hat viele Bildnisse vom Könige, allein sie drükken die Aehnlichkeit seiner erhabnen Bildung wenig aus. Der Hofmaler Pesne hat viel Portraits von ihm verfertigt, diese sind aber mehrentheils in dessen jüngeren Jahren gemahlt. Das beste von diesen besitzt die Prinzessin Amalia. Es stellt ihn als Prinz vor, wie er die Trommel schlägt, und neben ihm stehet seine Schwester, die verstorbene Markgräfin von Bareuth. Es ist ein sehr schönes Stük, das gesehen zu werden verdient, da es die jugendliche Schönheit des Königs mit einem meisterhaften Ausdruk darstellt. In ältern Jahren hat er allein vor Vanloo gesessen, der ihn aber auch nur in etwas getroffen. Das beste Bildniß des Königs in Oel, das

man

man bis jezt gesehen, ist vom Maler Franke, der sich die äußerste Mühe gegeben hat, den König oft zu sehen und ihn zu betrachten. Dieses Studium hat der Künstler glüklich angewandt, und er verdient deshalb gelobt zu werden. Man kann von dem Kupferstiche, den Herr Bause, nach einem Bildnisse des Königs von Graf angekündigt hat, etwas Gutes erwarten, da beide Künstler große Verdienste haben.

Des Königs erster Musiklehrer auf dem Flügel war der Dohmorganist Heine, den er deshalb so lange er lebte, stets schäzte, und dessen er sich bei manchen Gelegenheiten erinnerte. Dieser Heine hatte einen Sohn, welchen der König bei dem Antritt seiner Regierung, seines Vaters wegen, zum Acciseeinnehmer in Ruppin machte. Der Sohn lebte aber so unvorsichtig, daß sich bald bei seiner Kasse ein

Defekt fand, weshalb ihm der Proceß gemacht werden sollte. Der Vater war über diesen Vorfall ganz trostlos, als ihn der König nach Potsdam zu sich berief, wohin er voll Sorgen über das Schiksal seines Sohnes reisete. Der König sprach aber sehr gnädig mit ihm, fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustande der Musik, und wie ihm die neuen Opern, welche jezt aufgeführt würden, gefielen? Heine beantwortete dies so gut er konnte, und wußte gar nicht, wohin das alles endlich hinauslaufen würde. Endlich sagte der König: „er hat keine Freude an seinem Sohn erlebt; tröste er sich aber; ich sehe, daß der Mensch keiner Kassenbedienung vorstehen kann; ich werde ihn auf eine andere Art versorgen, wobei er ehrlich bleiben kann;“ welches auch geschahe. Heine war über die gute Wendung der Sache, von deren

ren Ausgang er die übelsten Vermuthungen gehabt hatte, so vergnügt, daß, als er zu dem Kapellmeister Sidow, bei dem er abgetreten war, zurük kam, er vor Freuden seine große Perükke auf die Erde warf, und ausrief: solchen König hat die Welt noch nie gehabt, noch nie gesehen!

Wie hoch Friedrich die Musik schäzte; daß er die Flöte treflich spielte, und selbst verschiedenes komponirte, ist bekannt. Er sang einen Tenor, womit er sich zu Anfang seiner Regierung öfters in dem kleinen Konzerte, welches er in seinen Zimmern gab, hören ließ, und zu welchem verschiedne Kavaliers, die Musikliebhaber waren, den Zutritt hatten, und selbst mitspielen durften. Einem gewissen Grafen, der um diese Zeit lebte, der eine kleine Kapelle unterhielt, selbst etwas spielte, und dem man eingebildet hatte, er sei der Virtuosenschaft sehr nahe,

wünschte eifrig, von dem Könige gehört zu werden. Einige schalkhafte Hofleute gaben dem Könige dies zu verstehen, und versicherten, wie sie gehört, sollte der Graf sehr gut spielen. Der König ward neugierig, und ließ also den Grafen zum Konzert bitten. Da er sein Spiel hörte, und fand, daß es nicht sonderlich war, sagte er zu ihm: Nun, mein lieber Graf, Bravo! — man hört doch, was Sie haben wollen.

Der König schrieb das Französische sehr nett, das Deutsche hingegen etwas unortographisch, doch so, daß man alles deutlich lesen und verstehen konnte. Man erkannte noch deutlich die langen Grundstriche der Buchstaben, die ihm sein Schreibmeister Hilmar Curas beigebracht hatte.

Hr. Cornaud war bei dem Könige, als er noch Kronprinz war, französischer Sprachmeister,

ster, und mußte die Offiziere seines Regiments unterrichten. Wenn man den Versicherungen dieses Mannes trauen darf; so hat er auch den Prinzen in der französischen Sprache unterwiesen. Denn, wenn sich sonst jemand ein Ansehen zu geben suchte, und dabei sagte: er habe dem Könige gedient, so fuhr Cornaud auf, und sagte mit einer grossen Heftigkeit: Was? — die Leute rühmen sich, dem Könige gedient zu haben? — Wie haben sie ihm gedient? — mit der Bürste? ich aber habe dem Herrn am Leibe gedient, und habe seine Seele gestärket. Der König machte ihn bei Antritt seiner Regierung zum Forstschreiber im Alten-Ruppin, mit dem Titel eines Forstraths.

Eine der ersten Pensionen erhielt der Professor der Mathematik beim Joachimsthalschen Gymnasium, und Mitglied vieler auswärtigen Akademien und gelehrten Ge-

sellschaften, Naudee, ein sehr gelehrter Mann. Der König verlangte als Kronprinz einen leichten und faßlichen Begriff von der Algebra. Der Geheimerath du Han schlug Naudee dazu vor, welcher auch eine ganz kurze und gedrungene Uebersicht dieser Wissenschaft auf einem Blatte übersandte, die der König sehr begreiflich fand, und worüber er sich freuete, daß ein so geschikter Mann, als wofür er nun Naudee erkannte, in seinem künftig zu beherrschenden Staaten lebte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so gab er ihm ein Gnadengehalt von 600 Thalern, und versprach dabei, künftig noch auf eine bessere Art für ihn zu sorgen. Naudee erlebte aber dies leztere nicht, sondern starb bald.

Der König war, wie allgemein bekannt, einer der besten Reuter, und blieb solches bis in sein spätes Alter, zu jedermanns Bewunderung. Die Stellung welche er zu Pferde

hatte

hatte, war vortreflich und ungezwungen, so, daß man nie müde wurde, ihn reiten zu sehen. Die Munterkeit, mit welcher er bei den Musterungen seines Heeres erschien, zog aller Augen auf sich, und er war stets der erste im Gallop. In der Stadt ritt er langsam. Sein Pferd war stets mit einer Menge Gassenjungen umgeben, die um und neben ihm allerlei Possen machten. Sie warfen z. B. ihre Hüte vor ihm in die Höhe, sie schrieen, einige wischten ihm den Staub von den Stiefeln u. s. w. Der König ließ sie nie fortjagen, nur wenn sie manchmal die Dreistigkeit hatten, sein Pferd zu nekken, oder wohl gar zu schlagen, und es dadurch scheu ward, so stieß er wohl einige rasche Drohungen aus, und ritt dann ruhig weiter. Sein Gang war majestätisch. Der König hatte den schönsten Fuß. In den letzten Jahren seines Lebens trug er zwar, wenn

es feierliche Begebenheiten an seinem Hofe erforderten, Schuhe und Strümpfe, aber sehr nachlässig. Seine Stiefeln waren mehrentheils röthlich, weil sie selten geschwärzt und gesäubert wurden. Es war beständig jemand an seinem Hofe bestimmt, seine Stiefeln auszutreten, und dieser mußte einen eben so großen Fuß haben, als der König.

Gegen das schöne Geschlecht bewies der Monarch stets viel Artigkeit. Er ließ sich zwar, wie man weiß, mit dem Frauenzimmer nicht viel ein; aber er schäzte die wenigen unter ihnen, welche Verstand und auszeichnende Eigenschaften besassen. Unter diese kann man die Gemahlin des Obristen von Camas zählen, eine gebohrne von Brand, und eine Frau von besonderem Verstande, die der König in den Grafenstand erhob. Wie sehr sie der König schäzte, kann man aus dem Briefe an sie sehen, welcher in seinen ge-

drukten

drukten Werken vorkömmt. Er nennet darin die übrigen Frauenzimmer, in Vergleichung mit ihr: unsere Gänse mit dem leeren Gehirne.

Die ehemalige Tänzerin bei der Oper, Barbarini, jetzige Frau Präsidentin von Cocceji, hatte oft die Ehre, daß er mit einer kleinen vertraulichen Gesellschaft bei ihr soupirte. Auch verschiedene andere Damen hatten die Gnade, von ihm geschäzt zu werden. Ich nenne sie nicht, da sie bekannt sind.

Der König hatte ein schönes Haar, welches er als Prinz in hangenden und flatternden Lokken zu tragen pflegte. Sein Herr Vater, der auch an ihm die Frisur sehen wollte, die er bei der Armee eingeführt hatte, befahl eines Tages einem Hofchirurgus, Namens Sternemann, dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Der Prinz mußte sich ohne Weigerung auf einen Stuhl setzen,

und

und erwartete mit Thränen in den Augen die Zerstörung seiner schönen Haare. Der Chirurgus, welcher seine Betrübniß wohl bemerkte, und den es jammerte, fing an, die Seitenhaare nach dem Hintertheile des Kopfes zu kämmen, und machte so viel Umstände, daß der König alle Aufmerksamkeit auf die Vollziehung seines Befehls verlor, und nun schnitt er nur wenig Haare ab, so, daß der Prinz den grösten Theil davon behielt. Dies vergaß Friedrich dem Chirurgus nicht, und belohnte ihn, nach dem Antritt seiner Regierung mit einer ansehnlichen Bedienung.

Der durch seine Schriften bekannte Baron von Pöllnitz war einer von denen, die des Königs Gnade und Vertraulichkeit genossen. Allein eben dieser Mann, dem es übrigens weder an Kenntnissen noch an andern schätzbaren Talenten mangelte, bewies sich gegen den König sehr undankbar. Ich glaube, fol-

gende zwei Briefe, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind, werden dies beweisen.

Eigenhändiges Schreiben des Königs an den Baron v. Pöllniz, ohne Datum.

J'ai lû votre ouvrage, cher Baron, avec beaucoup d'attention, & comme je ſais, que vous ne voulez point etre flatté, je vous dirai mon ſentiment avec beaucoup de franchiſe. Il me ſemble que vous n'avez pas été d'accord avec vous même lorsqne vous aves commencé à ecrire; car vous devez obſerver que ce que vous m'envoyez de votre ouvrage eſt l'hiſtoire de la vie de mon Grand-Pere, ou il n'ya jamais en d'hiſtoire tracée en ſtile epiſtolaire, & même vous ne le ſuiviez pas tout à-fait. Les Lettres doivent avoir des libertés & des réflexions plus familieres que le ſtile de l'Hiſtoire qui demande de la gravité. Si donc vous voulez ecrire l'hiſtoire des deux derniers regnes, reduiſéz tout en chapitres, tirez plus de lumieres des Archives pour ce qui regarde les Négotiations, abregez les déſcri-

défpriptions, des cérémonies, qui fentent la gazette; ne parlez tout au plus qu'une fois de 24 trompettes & de deux timbaliers, etendenz vous plus fur le grandes affaires & rejettez toutes le puerilités; ne mettez d'anecdotes que de l'espece qui caracterifent la façon de penfer de la cour & du Souverain, & ajoutez y de tems en tems des réflexions courtes & en ftile d'epigramme. Si vous voulez ecrire des lettres, prenez un ftile moins grave & parléz y davantage vous-même, & fuivez le ftile de vos anciens mémoires qui me paroit plus aifé & plus divertiffant que ceux. Il me femble, quant au gros de l'ouvrage, que vous ne devriéz pas toujours comparer le Miniftres de mon Grand-Pere avec ceux de Louis XIV. & principalement Dankelmann à Colberg; il y a une efpèce d'affectation à ces comparaifons toutes prifes de la cour de France qui ne feroient pas un bon effet. Enfuite vous dites de Meinders qu'il avoit de la fineffe, ce qu'étoit extraordinaire chez un Allemand, & par ci par là vous donnez dans le diffus fur le matières de cérémonies & fur des détails des petits particuliers qui n'intéreffent perfonne, comme j'ai auffi pris la liberté

liberté de la marquer en marginale avec du crayon pour que vous puissiez l'effacer. En un mot, ou écrivez gravement & mettez plus d'étoffe dans votre ourage, ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre stile naturel qui est badin & enjoué: toutefois ne vous en tenez point à mon jugement & consultez vos amis qui pourront vous dire leurs sentimens.

Adieu Baron, je vous souhaite santé & vie & tout le reste sera facile à redresser & à faire.

Fréederic.

Uebersetzung.

Mein lieber Baron.

Ich habe ihr Werk mit vieler Aufmerksamkeit gelesen, und da ich weiß daß Sie nicht geschmeichelt sein wollen, werde ich Ihnen meine Meinung darüber sehr freimüthig sagen. Es dünkt mir, als ob Sie mit sich selbst nicht einig gewesen wären, als Sie anfingen zu schreiben: denn Sie müssen nur bemerken, daß das, was Sie mir von Ihrem Werke schikken, die Lebensgeschickte meines Großvaters ist, von dem es nie eine Geschichte im Briefstiel gege-

ben hat, und selbst diesen behalten Sie nicht ganz bei. Briefe müssen in einem freieren Stil geschrieben sein, und vertraulichere Bemerkungen enthalten; die Geschichte erfordert schon wieder mehr Würde in der Schreibart. Wenn Sie denn also die Geschichte der beiden lezten Regierungen schreiben wollen, so theilen Sie alles in Kapitel ein. Ueber die Negotiationen ziehen Sie die Archive zu Rathe. Die Beschreibungen der Cerimonien schmekken etwas nach der Zeitung, verkürzen Sie dieselben; der 24 Trompeter und zwei Paukern, erwähnen Sie höchstens nur einmal; schreiben Sie umständlicher von größern Angelegenheiten, und lassen Sie alle kindische Läppereien weg. Wenn Sie Anekdoten anbringen, müssen es nur solche sein, welche die Denkungsart der Höfe und der Regenten bezeichnen, und dann begleiten Sie sie von Zeit zu Zeit mit kurzen witzigen Betrachtungen. Wollen Sie in Briefen schreiben, so sei Ihre Schreibart weniger ernsthaft, und sprechen Sie darin mehr selbst, und in dem Stil Ihrer ehemaligen Memoires, der mir leichter und unterhaltender vorkommt, als dieser.

Was das Ganze anbetrift, so dünkt mir, Sie sollten nicht immer meines Großvaters Minister mit Ludwig des Vierzehnten seinen vergleichen, und hauptsächlich Dankelmann mit Colbert: es liegt eine Art von Affektation darin, die nicht gut steht, alle Vergleichungen beständig von dem französischen Hofe herzunehmen. Ferner sagen Sie von Meinders, daß er *Finesse* hatte, welches bei einem Deutschen etwas ausserordentliches war. Hin und wieder fallen Sie auch ins Weitschweifige bei Beschreibungen von Feierlichkeiten, oder auch bei Erwähnung unbedeutender Personen, die Niemanden interessiren, wie ich denn auch so frei gewesen bin, es auf dem Rande mit Bleistift anzuzeichnen, damit Sie es wieder wegstreichen können. Mit einem Wort, entweder schreiben Sie mit mehr Würde, und machen Sie ihr Werk reichhaltiger an Sachen, oder halten Sie sich an den Anekdoten, welche Sie durch Ihre natürliche Schreibart, die munter und angenehm ist, ausschmükken können. Indes kehren Sie sich auf alle Fälle nicht an mein Urtheil, und ziehen Sie Ihre Freunde zu Rathe, welche Ihnen ihre Meinung sagen können.

 Adieu,

Adieu, Baron, ich wünsche Ihnen Gesundheit und Leben und alles übrige wird leicht zu ändern und zu machen sein.

Friedrich.

(Folgendes war von einer unbekannten Hand geschrieben:)

Pour repondre à votre lettre du 11. de ce mois rempli des marques de votre repentir, je vous dirai, que vous avouerés vous-méme, que votre conduite envers moi a été ridicule, irreguliére, & même indigne. Après vous avoir fair ſentir à diverſes repriſes mes bontés & ma protection, vous ayant, entre autres bienfaits, donné la valeur de 6000 ecus pour vous tirer de l'abyme & de vos dettes, vous vous etes aviſé legerement de quitter mon ſervice ſans rime & ſans raiſon, & avec une imprudence dont il y a peu d'exemple.

Une ingratitude ſi marquée me devroit empecher de faire grace à un homme, qui a aſſez fait connoitre que ſes prétendues lumiéres ne ſauroient jamais être accompagnés dr droiture & fidelité & de réconnoiſſance, ce qui me rapelle le ſouvenir

nir d'une certaine lettre que j'ai trouvée parmi les papiers de feu mon Pere de glorieuse mémoire, ou l'épiphonème étoit conçû dans ces termes: quand deviendrés vous sage?— mon Dieu!

On doit conclure de tout cela, que si je voulois agir selon les regles ordinaires de la justice & de la raison, je serois obligé de vous abandonner entièrement, en vous laissant vous tirer vous-même des tristes suites de votre sottise. Mais comme je veux bien prendre en considération que non obstant votre esprit, la nature vous a refus le jugement requis, pour mener une vie sans reproche, ce qu'elle ne vous accordera peut-être jamais, j'ai pris la résolution de vous accorder encore une fois votre grace, le pardon & l'oubli de tout ce que vous avez commis, pourvû que vous vous soumettiés cordialement aux conditions suivantes;

1) Que je prétens faire publier par toute la ville de Berlin, que personne ne doit s'emanciper de vous preter, qui que ce soit, ni en argent, ni en marchandise, sous peine de 100 ducats.

2) Que je vous défends abſolument, de mettre jamais le pied dans lai maiſon d'aucun Miniſtre étranger, ou d'avoir aucum commerce avec eux dans les autres maiſons, ou de leur faire des rapports de ce qui pourra être dit à la table ou dans la converſation.

3) Que toutes les fois, que vous ſerez admis à ma table, trouvant les autres convives en belle humeur, vous éviterez avec ſoin de prendre mal à propos le viſage d'un cocu, &, que vous chercherés plûtôt, de contribuer à ſoutenir & à augmenter leur joye.

Voilà les points eſſentiels que j'ai à vous préſcrire! Si vous êtes aſſez ſage, que de vouloir & pouvoir accomplir ces conditions, je ſuis prêt de vouloir vous accorder une amneſtie entière, & un oubli de vos fautes paſſéés. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en ſa ſainte garde. Fait à Berlin ce 24. Juillet 1744.

Eigenhändig hatte der König darunter geſchrieben.

Si vous aimés mieux ſervir les cochons que des grands Princes, comme vous l'avez dit, vous ne pouvez marquer de condition, & vous trouverez en Weſtphalie de l'employ ſans que vous ayez beſoin de moi.

Allez,

Allez vous êtes un indigne, & ſie je vous tire de la miſère, où vos folies & vos impertinences vous ont reduit, ce n'eſt que par pitié, car votre conduite meriteroit que l'on vous enferme entre quatre mnrailles à jamais. Fréderic.

Au Baron de Pöllnitz.

J'ai reçû avec votre Billet du 28me de ce mois la lettre apologique par laquelle le Baron de Pöllnitz tache à donner quelque tour à la vilaine pièce qu'il a joué au marchand Martini à Paris. Je ſais ce que j'en dois écrire; mais ayant pardonné au dit Pöllnitz les ſottiſes paſſées qu'il a fait, je lui paſſera encore celle-la, à condition qu'il tache à ſatisfaire ce marchand, & qu'il ſe garde bien de ne commettre plus de pareils forfaits & avances, que je ne lui pardonnerai plus, ſi jamais il y revient & dont il ſentira alors tout le poids de mon indignation. Et ſur cela je prie Dieu qu'il vous ait dans ſa ſainte garde.

à Berlin, ce 30me de Janvier 1745.

Fréderih.

au Miniſtre d'Etat, le Comte de Podewills.

Uebersetzung.

Um Ihren Brief vom 11ten dieses Monats zu beantworten, der voll Merkmale Ihrer Reue ist, will ich Ihnen sagen, daß Sie es selbst eingestehen müssen, Ihr Betragen gegen mich sei höchst lächerlich, voller Ungleichheiten, und sogar verächtlich gewesen. Nachdem ich Sie zu wiederholtenmalen meine Güte und meinen Schutz habe empfinden lassen, und Ihnen unter andern Wohlthaten den Werth von 6000 Thalern gegeben habe, Sie aus dem Abgrund Ihrer Schulden zu reissen, lassen Sie es sich unbedachtsamer Weise einfallen, meinen Dienst ohne Ursach, und mit einer Unvorsichtigkeit, die wenig ihres gleichen hat, zu verlassen.

Eine so auffallende Undankbarkeit sollte mich abhalten, einen Menschen wieder anzunehmen, der es hinlänglich zu erkennen gegeben hat, daß seine sogenannte Einsichten nie von Redlichkeit, Treue und Erkenntlichkeit begleitet sein können. Dies erinnert mich an einen gewissen Brief, den ich unter den Papieren meines hochseligen Vaters glorwürdigsten Andenkens gefunden habe, wo ein denkwürdiger Ausspruch also lautete: wann werdet ihr klug werden? — mein Gott!

Aus

Aus dem allen läßt sich schliessen, daß wenn ich nach den gewöhnlichen Regeln der Billigkeit und Vernunft handeln wollte, ich verbunden sein würde, Sie gänzlich zu verlassen, indem ich Sie sich selbst aus den traurigen Folgen Ihrer Thorheit heraushelfen liesse. Aber, da ich wohl in Betrachtung ziehen will, daß ungeachtet Ihres Verstandes, die Natur Ihnen dennoch die zu einem tadellosen Leben erforderliche gesunde Urtheilskraft versagt hat, und diese Ihnen auch vielleicht nie zu Theil werden lassen wird, so bin ich entschlossen, Ihnen noch einmal Gnade, Verzeihung, und gänzliches Vergessen alles dessen, was sie begangen haben, wiederfahren zu lassen, wenn Sie sich nemlich ganz treuherzig folgenden Bedingungen unterwerfen:

1) Verlange ich durch ganz Berlin bekannt machen zu lassen, daß sich niemand, wer es auch sei, bei hundert Ducaten Strafe unterstehen soll, Ihnen weder an Gelde noch Waaren, etwas zu leihen.

2) Verbiete ich Ihnen ausdrüklich, jemals das Haus irgend eines auswärtigen Ministers zu betreten, noch in andern Häusern Umgang mit ihnen zu unterhalten,

halten, oder ihnen etwa das zu hinterbringen, was an der Tafel oder bei andern Zusammenkünften gesprochen worden ist.

3) So oft ich Sie zu meiner Tafel zulassen werde, und Sie die andern Gäste gutes Muths finden, Sie müssen sorgfältig vermeiden, zur Unzeit ein verdrüßliches Hanrey-Gesicht zu machen, und vielmehr dazu beitragen, das Vergnügen der Uebrigen zu erhalten und zu befördern.

Dies sind die wensentlichsten Punkte, welche ich Ihnen vorschreibe. Sind Sie vernünftig genug, diese Bedingungen erfüllen zu wollen uud zu können, so bin ich bereit, Ihnen volle Verzeihung und gänzliches Vergessen alles Vergangenen angedeihen zu lassen. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Berlin, den 24 Julius 1744.

(Eigenhändig hatte der König darunter geschrieben:)

„Wollen Sie lieber Schweinen als großen Fürsten dienen, wie Sie sich ausgedrükt haben, so kann es Ihnen nicht an Bedie-

nungen fehlen, und Sie werden dergleichen in Westphalen finden, ohne meiner benöthigt zu sein.

„Gehen Sie, Sie sind ein Unwürdiger, und wenn ich Sie aus dem Elende ziehe, worin Sie sich durch Ihre Thorheiten und schlechte Aufführung gestürzt haben, geschieht es bloß aus Mitleiden, denn Ihr Betragen verdiente, daß man Sie auf Zeit Lebens zwischen vier Wände einsperrte.

Friedrich.

An den Staatsminister Graf Podewils.

Ich habe nebst Ihrem Billet vom 28. dieses Monats die Schutzschrift erhalten, durch welche der Baron Pöllnitz dem häßlichen Streich, den er dem Kaufmann Martini in Paris gespielt hat, eine leidliche Wendung zu geben sucht. Ich weiß, was ich davon zu halten habe; da ich aber dem besagten Pöllnitz alle vormalige Thorheiten verziehen habe, so will ich ihm auch noch diese verzeihen, mit der Bedingung, daß er diesen K[illegible] mann zu befriedigen suche, und sich w[illegible] te, ferner dergleichen schändliche [illegible]

unternehmen, und bedeuten Sie ihm, daß ich ihm nichts mehr zu gute halten würde, und wenn er sich je wieder dergleichen zu Schulden kommen läßt, ich ihn das ganze Gewicht meines Unwillens würde fühlen lassen u. s. w.

Berlin den 30. Jan.
1745. Friedrich.

Pöllnitz ward nach Endigung des siebenjährigen Feldzuges königlicher Schauspieldirektor, und durfte noch oft zum Könige kommen, der sich zwar gern mit ihm unterhielt, aber ihm niemals trauete. Er bat einst um Zulage, der König schikte ihm einige Scheffel Gerste oder Hafer, und ließ sie ihm in die Stube schütten.

Schon als Kronprinz hat sich der höchstselige König jederzeit auf eine edle Art betragen, und wer ihn in diesen Jahren gekannt hatte, sprach mit Entzükken über ihn. ... Anstand, seine Kleidung und seine ...gen verriethen schon den künftigen

großen

großen Fürsten. Die Aufmerksamkeit, mit der er seinem Herrn Vater sein Regiment zur Musterung vorführte, war stets ausgezeichnet. Indeß es vor dem Könige vorbeimarschirte, stand der Prinz hinter demselben in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, und gab auf des Königs Minen und Blikke genau Acht. War der König zufrieden, so ließ er den Prinzen näher treten, und küßte ihn auf die Bakken.

Die Offiziere des Regiment von Golz, welches nochmals der Kronprinz erhielt, (jezt Prinz Ferdinand vom Hause) hatten vorher auf der Uniform Gold. Der Prinz bat seinen Herrn Vater um Erlaubniß, an dessen statt künftig Silber nehmen zu dürfen, und dies Gesuch ward ihm bewilligt. Als nun die neuen Uniformen fertig waren; bat der Prinz die Offiziere des Regiments auf eine Wiese bei Ruppin hinaus, wo für sie

öfters

öfters Ergözlichkeiten angestellt wurden. Hier fanden sie einen großen brennenden Holzstoß, sezten sich rings herum nieder, und nahmen Erfrischungen an, die ihnen gereicht wurden. Da nun alles frölich und guter Dinge war, sagte der Prinz: „nun meine Herren, da „wir hier alle versammlet sind, so däch„te ich, wir erzeigten der Golzischen Uni„form die lezte Ehre!" Mit diesen Worten zog er den Rok und die Weste aus, und warf sie nebst dem Hute ins Feuer. Die Offiziere musten diesem Beispiele gern oder ungern folgen. Dabei blieb es aber nicht; sondern der Prinz schnitt mit einem Federmesser das Oberzeug der Beinkleider auf, und warf es ebenfalls ins Feuer. Daß es so weit kommen würde, hatte von den Anwesenden keiner vermuthet, und die lezte Aufforderung sezte alle in Verlegenheit; indeß musten sie dem Beispiele des Prinzen folgen, wenn

gleich

gleich bei einigen Offizieren das Unterfutter der Beinkleider nicht in den besten Umständen war. Hierüber bemerkte man anfänglich bei vielen Bestürzung und Scham; am Ende aber brach alles in ein lautes Gelächter aus, und nachdem dieser Spaß genug belacht worden war, wurden die neuen Uniformen herbeigebracht und unter die Offiziere vertheilt.

Friedrich hat seiner Mutter immer mit der vorzüglichsten Achtung begegnet. Dies zeigte sich besonders bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen des Hofes, an welchen der König seine Mutter mit der grösten Devotion zu führen pflegte. Auch vergaß er nie der kindlichen Ehrfurcht gegen seinen Herrn Vater, ob ihn gleich dieser oft mit großer Strenge behandelt hatte. Die Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte, welche aus seiner königlichen Feder geflossen sind, liefern in der Lebensgeschichte seines Herrn Vaters

hiervon

hiervon ein einleuchtendes Beispiel. Unter andern beweiset es auch folgende Anekdote: Friedrich erfuhr einst, daß sich zu Potsdam ein sehr alter Invaliede aufhalte, von dem man erzähle, er habe schon unter der Regierung Friedrichs des ersten gedient. Eines Tages befahl er seinem geheimen Kämmerierer, den Mann zu ihm kommen zu lassen. Dieser gieng zu dem Invaliden, und fragte ihn: ob er wohl im Stande zu sein glaubte, mit dem Könige reden zu können? und da jener dies bejahete, befahl er ihm, sich reinlich anzukleiden, und um eine bestimmte Zeit sich auf dem Schlosse einzufinden. Der König fragte den Invaliden nach verschiedenen Umständen: nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beigewohnt; unter wessen Kommando er hier und da gestanden habe, und andre Dinge mehr. Der Alte beantwortete alles zur Zufriedenheit des

Königs,

Königs, und dieser ward dadurch bewogen, sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch einzulassen. Der ehrliche alte Mann ward endlich so dreist und geschwätzig, daß er, ohne gefragt zu werden, anfing: „Ich muß „Ew. Maj. doch auch einen besondern Spaß „erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kron„prinz war, war ich Ordonanz bei ihm. Ei„nes Tages reisete er mit dem Fürsten von „Dessau nach Potsdam. Unterweges bei „Zählendorf trafen sie einen Kühhirten bei „seiner Heerde schlafend, und machten sich „den Spaß, den Kühen die Schwänze abzu„schneiden." O! sagte der König, und ward dabei auf einmal sehr ernsthaft: das ist nicht wahr! Gleich darauf sagte er zu dem Kämmerier: gebe er dem Alten zehn Thaler. Dann kehrte er sich um, und ließ den bestürzten Invaliden stehen, der ohne diese Uebereilung vielleicht glüklicher gewesen wäre.

Es war dem Könige unangenehm, wenn etwas bekannt ward, was er geheim gehalten wissen wollte. Im Jahr 1756, kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, bat ihn eiu Feldwebel vom ersten Bataillon Garde um Erlaubniß, nach seiner Heimath in Westphalen, reisen zu dürfen. Es ist jetzt nicht Zeit, mein Sohn, auf Urlaub zu gehen, sagte der König, — wir werden bald marschiren. Bald darauf hörte er, daß seine Leibpagen im Vorzimmer sich heftig mit einander stritten. Er trat näher zur Thür und behorchte sie. Nun, und wohin wird denn der König wohl marschiren? sagte der eine. Ganz gewiß nach Schlesien, antwortete der andre.— Ho ho! weit gefehlt! Ich will dirs wohl besser sagen, erwiederte der erste; wir gehen nach Sachsen. Plötzlich öfnete der König die Thüre, nnd sagte: Nein, wir gehen nach Spandau. In der That schikte er den Pagen, welcher den Marsch rich-

richtig bestimmt oder vielmehr errathen hatte, auf einige Zeit nach der sogenannten Festung.

Friedrich ehrte den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm über alles, und hielt ihn für den größten Fürsten seines Hauses. Als der alte Dohm abgebrochen, und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neuerbauten Dohm gebracht worden waren, verlangte der König, daß der Sarg dieses großen Fürsten geöfnet werden sollte. Er begab sich nebst einigen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte sich, da sonst niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen, und stand von fern an der Thür. Der König bemerkte ihn, und ließ ihn näher herantreten. Man sah in dem offnen Sarge den Churfürsten in seinem Ornate und der Tracht seiner Zeiten, nemlich in dem Churmantel, einer großen Halskrause, ein Paar großen Handschuhen mit Frangen, gelben

Stiefeln und einer großen Peruque. Sein Gesicht war noch ganz kenntbar. Der König betrachtete ihn eine geraume Zeit lang, ohne zu reden. Endlich traten ihm Thränen in die Augen; er ergrif die Hand des Churfürsten, wandte sich zu den Umstehenden, und sagte mit lebhafter Stimme, gleichsam in Begeisterung: Messieurs, der hat viel gethan. Macht den Sarg wieder zu!

Der König hatte, wie bekannt, ein außerordentliches Gedächtniß. Man sagt: er habe diese Gabe nicht allein von der Natur reichlich empfangen, sondern sie auch durch verschiedne Hülfsmittel zu erhalten und zu verstärken gesucht. Zu diesen Hülfsmitteln gehört der Gebrauch des weissen Senfs, wovon immer ein Theelöffel voll in seinen Kaffee gethan wurde.

Man hat verschiedene Beispiele von der starken Erinnerugskraft des Königs, von

denen

denen ich hier einige anführen will. In einer gewissen Gegend der preußischen Staaten in Westphalen ist es seit den ältesten Zeiten gewöhnlich, daß die Unterthanen dem Amte, wozu sie gehören, zu gewissen Zeiten des Jahres eine kleine Prästation an Gelde entrichten müssen. Sie müssen deshalb öfters zehn bis zwölf Meilen weit gehen, und werden dadurch von ihrer Arbeit und Hauswirthschaft abgehalten. Da hierüber manche Klagen und Beschwerden entstanden, traf man endlich die Verfügung, daß diese Prästationen mit einem zu den Zinsen verhältnißmäßigen Kapitale abgekauft werden konnten. Es fanden sich daher von Zeit zu Zeit Personen, die sich durch dieses Mittel ihrer beschwerlichen Pflicht entledigten. Jeder solcher Fall ward dem Könige zur Bestätigung und Vollziehung vorgelegt. Kurz vor dem Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges ge-

geschahe dies auch. Der König vollzog nichts, sondern schrieb an den Rand der Immediatvorstellung: was will man mit dem Gelde machen? — Man konnte diese Frage nicht sogleich beantworten, da zu eben der Zeit die Armee aufbrach, und alles unruhig wurde. Nach Endigung des Krieges kam wieder ein dergleichen Fall vor, und der König vollzog wieder nicht, sondern schrieb auf die Vorstellung: ich habe schon einmal gefragt, was mit dem Gelde vorgenommen werden soll? — Unter so viel tausend andern Sachen solche Kleinigkeiten im Gedächtnisse aufzubewahren, sich ihrer nach einem Feldzuge, und nach mehr als Jahresfrist, während welcher so ungeheuer viel Sachen vorgekommen sind, doch wieder zu erinnern, verräth ohne Zweifel ein äußerst treues Gedächtniß.

Als

Als man wegen des Baues der sogenannten Friedrichsbrükke, die nach Monbijou führt, dem Könige Anträge machte, antwortete er, da ist nie eine Brücke gewesen. Vielleicht erinnerten sich nur wenige, daß der König wirklich Recht hatte, indem diese Brükke erst zur Bequemlichkeit der Königin Frau Mutter angelegt worden war, damit sie näher zu ihrem Lustschlosse gelangen könnte.

Bei Gelegenheit der jährlichen Musterung der Truppen in Preussen trat eine Frau den König an, und bat ihn, er möchte doch ihrem Sohn, der bei der Garde in Potsdam stand, Urlaub geben, damit er sie besuchen könnte. Der König antwortete ihr: das geht nicht an! Als er nach Potsdam zurük kam, bestellte er dem Soldaten einen Gruß von seiner Mutter, und versicherte ihm, daß sie sich recht wohl befinde. Im folgenden

Jahre, als der König sich wieder in Preussen befand, trat ihn die Frau zum zweitenmale an. Er erkannte sie augenbliklich, ließ sie nicht zu Worte kommen, und versicherte ihr, ihr Sohn sei gesund, und es würde ihm lieb sein, wenn sie nach Potsdam kommen und ihn besuchen wollte.

Als dem Könige nach der Schlacht bei Leuthen viele gefangene österreichische Offiziere zu Breslau vorgestellt wurden, sprach er mit vielen über ihre Eltern, Großväter, Verwandten, und erkundigte sich nach so vielen besondren Umständen, daß alle, denen diese Ehre widerfuhr, ausser sich geriethen, und nicht zu begreifen wußten, woher der König so mannichfaltige Kenntnisse von Dingen habe, die sie kaum selbst so gut wußten. Sie machten nachher überall ihr Erstaunen über den Monarchen, den sie bewundern und verehren mußten, bekannt.

Als Kronprinz, und auch in den ersten Jahren seiner Regierung, liebte Friedrich der Zweite die Affen, und hielt verschiedne in seinem Zimmer, ließ sie sonderbar kleiden, und gab ihnen eigne Namen. Diese Thiere gehorchten seiner Stimme und seinen Befehlen, da sie hingegen ihre Wärter und die königlichen Bedienten wenig oder gar nicht achteten. Der König verwechselte in der Folge diese Liebhaberei, und hielt sich Hunde, vielleicht, weil er die Treue dieser Thiere schätzte, wovon ihm eine Hündin, Biche, (deren in diesen Sammlungen bereits gedacht worden) überzeugende Proben gegeben hatte.

Eines Tages hatte sich ein Affe los gemacht, und unter einem behängten Tisch verkrochen. Der König glaubte, er wäre im Vorzimmer, öfnete die Thüre, und rief: nun Herr Hofrath, will er heraus! — Ein Kanzeleibedienter, der grade in dem Vorzim-

mer stand, weil er dem Könige etwas überreichen sollte, glaubte, der Zuruf gelte ihm, und trat daher mit vielen Verbeugungen näher zum Könige. Dieser war über seine Gegenwart verwundert, und sagte: Ihn habe ich nicht gemeint; — doch es sei darum: Er mag Hofrath sein! Und der Mann ward wirklich Hofrath.

Einst lag der König im Fenster, und vernahm hinter sich ein kleines Geräusch. Er sahe darauf durch eine mit dem Arme gemachte Oefnung, daß der Page seine Dose vom Tische nahm, sie betrachtete, und eine Prise kostete. Der König störte ihn nicht; aber nach einer kleinen Weile, da er das Fenster wieder zugemacht hatte, nahm er die Dose in die Hand, und fragte den Pagen: gefällt euch die Dose? — Bestürzt über diese Frage, wollte der Page anfänglich nicht antworten; da sie aber wiederholt wurde, sagte er

endlich schüchtern: Ja — Nun, da nehmt sie, sagte der König, sie ist euer; für zwei ist sie zu klein.

Der König ertheilte nicht leicht Adelsbriefe, weil er auf den alten ursprünglichen Landadel, der ihm so wakkere Männer geliefert hatte, viel hielt, und ihn erhalten und heben wollte. Selten bekamen daher andere, als verdiente Offiziere, den Adel. In dem siebenjährigen Kriege hatte sich der preussische Adel so sehr vermindert, daß die Offizierstellen bei den Regimentern nicht alle mit Edelleuten besetzt werden konnten, und die Chefs derselben sich genöthigt sahen, an deren Stelle Feldwebel und Unteroffiziere zu nehmen, von denen aber die meisten nach dem Frieden abgedankt und mit Civilbedienungen oder Gnadengehalten versorgt wurden. Die Generale, die ihre bürgerliche Offiziere dem Könige angelegentlich empfahlen, bewirkten

dadurch,

dadurch, daß er sie unter den Regimentern ließ, oder sie in den Adelstand erhob.

Einst fand der König bei der Musterung Eines Regiments einen bürgerlichen Offizier. Er sagte zu dem General: Er muß den Menschen wegschaffen, er ist kein Edelmann. „Wenn Ew. Majestät wollen,“ erwiederte der General, „daß ich solche verdienst„volle Männer, wie dieser Offizier, wegschaf„fen soll, so wird künftig mein Regiment „schwerlich seine Schuldigkeit thun können.“ Nun, so muß er geadelt werden, sagte der König, und ließ ihm das Diploma unentgeltlich ausfertigen.

Man kann es sich nicht recht erklären, warum der König bei den jährlichen Musterungen immer einen oder den andren Offizier oder Junker für nicht adelich erklärte, ob es gleich mancher von ihnen war. Der Monarch hatte hierzu gewiß seine Bewegungsgrün-

gründe. Bei den mehresten mag wohl der Fall gewesen sein, daß sie sich nicht als Edelleute betrugen.

Ein Mann, der dem Könige in Civilgeschäften sehr wichtige Dienste geleistet haben wollte, verlangte in dieser Rüksicht den Adel. Der König schrieb auf den Rand seiner Vorstellung: *on ne devient annobli par la plume, mais par l'epée.*

Die Gebrüder Ellenberger baten im Jahr 1768, sich „Kellner von Zinnendorf, sonst Ellenberger genannt", schreiben und nennen zu dürfen. Ihr Onkel, Johann Kellner von Zinnendorf hatte nemlich in seinem Testamente festgesetzt: daß seine Schwestersöhne seinen Namen führen sollten. Der König antwortete auf die Vorstellung, die ihm deshalb gemacht ward, Folgendes:

Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution des Adels und denen

Leu-

Leuten selbst zur Last und Schaden sein, da sie vorher nicht adelich gewesen. Es muß ihnen genügen, daß ich ihnen permittire, sich nach dem Namen ihres Erblassers zu schreiben.

Der König konnte die zwiefachen oder zusammengesetzten Namen nicht leiden. Einmal bat ihn ein alter Edelmann um Erlaubniß, dem Testamente einer reichen Erblasserin zufolge, ihren Namen dem seinigen beifügen zu dürfen. Der König antwortete:

Der Mensch hat ja schon einen Namen, was will er mit zwei machen?

Einst sagte er bei der Tafel: ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechts werden will. Verzeihen Ew. Maj. sagte einer von den Anwesenden dagegen, wir haben ja den braven Obristen von R... in der Armee,

der das Gegentheil beweisen könnte. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen des Obristen oft; und sagte endlich: ei was! der Obriste R... ist ein alter Edelmann; das weiß ich besser. (Er war es aber nicht.)

Bei einer von den jährlichen Musterungen fragte der König einen Offizier nach seinem Namen. Dieser nannte ihn, und der König sagte darauf: Er ist kein Edelmann! Ew. Majestät, antwortete der Offizier ganz kaltblütig: Kaiser Rudolph der Zweite hat schon zehn Mark löthigen Goldes Strafe darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln würde. Ei, gehorsamer Diener! erwiederte der König, ich habe jezt kein Geld, und ritt weiter.

Der König besaß eine außerordentliche Kenntniß der adlichen Geschlechter, besonders in seinen Staaten. Dem General von

Roth-

Rothkirch erzählte er einst: die Tartarn hätten bei ihrem Einfall in Schlesien seine Familie, die aus vierzig Personen bestanden, bis auf ein Kind in der Wiege ausgerottet. Der General muste gestehen, daß diese Begebenheit nicht allein nach der Erzählung der schlesischen Geschichtschreiber richtig sei, sondern auch, daß er sich noch dunkel erinnern könne, in seiner Familie davon reden gehört zu haben.

Der General Zaremba hatte einen weitläuftigen polnischen Namen. Der König hatte davon gehört, und fragte ihn einstmals: wie heißt Er denn eigentlich, Zaremba? — Der General sagte seinen langen Namen her. Ei! rief der König aus: so heißt ja der Teufel nicht! Mit kaltem Ernst erwiederte Zaremba: Nun, Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie

Ein alter Offizier bat um Erlaubniß, den von Friedrich dem Ersten gestifteten, von dem Könige aber wieder aufgehobenen Orden de la Générosité, den ihm Friedrich Wilhelm ertheilt hatte, tragen zu dürfen. Meinetwegen, schrieb der König auf seine Vorstellung: mag er doch alle aufgehobene Orden tragen!

Im siebenjährigen Kriege that sich ein Dragoneroffizier im Angesichte des Königs bei einem Gefechte durch außerordentliche Tapferkeit hervor. Friedrich belohnte ihn dadurch, daß er ihm den Orden pour le Mérite zuschickte. Als aber der Offizier, der gar kein Vermögen hatte, nach einer kurzen Freude hörte, er solle dafür zehn Dukaten an den Adjutantursekretair bezahlen, schikte er den Orden mit Dank und der Vorstellung zurük: er sei arm, und könne das Geld für denselben nicht bezahlen. Der König ließ ihn bald dar-

auf in sein Zelt kommen. Hier, sagte er zu ihm, indem er auf einen Tisch zeigte, sind hundert Stück Dukaten, dabei liegt der Orden; wähle Er von beiden, was Ihm gefällt. Der Offizier griff nach den Dukaten. Er hat keine Ehre im Leibe, sagte der König, und ließ ihn gehen. Im baierschen Erbfolgekriege zog eben dieser Offizier bei einer gewissen Gelegenheit wieder die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, und erhielt den Orden zum zweitenmal. Als er dem Könige dafür dankte, erinnerte er ihn zugleich an die ehemalige Begebenheit, und versicherte, er wolle nunmehr den Orden mit Freuden annehmen und tragen, auch gern das Geld dafür bezahlen, da er gegenwärtig eine Kompagnie habe, die so viel abwerfe.

Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege, zu eben der Zeit, da sich der letzt verstorbene Landgraf zu Hessenkassel bei der Armee

eingefunden hatte, einen äußerst scharfen Befehl ergehen lassen, daß Niemand, er sei wer er wolle, bei Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt nehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten dies Verbot entweder nicht, oder sie glaubten, es gehe sie nichts an. Sie waren daher in ein Dorf eingefallen, und hatten den Einwohnern einige Stük Rindvieh weggenommen. Damit ihr Raub nicht so leicht entdekt werden oder in die Augen fallen möchte, hatten sie Pferdedekken über das Vieh gelegt, auf welche das landgräfliche Wappen, mit dem blauen Hosenbande umgeben, nebst der Devise: Hony soit qui mal y pense gestikt war. Der König begegnete dieser Prozession. Er bemerkte sogleich die Dekken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht geschrieben: *Hony soit qui mal y pense.* (Troz sei dem geboten, der etwas dawider hat.)

 In

In eben dem Feldzuge ritt der König einmal auf einem beschleunigten Marsche neben seiner Reuterei, und hörte von fern einen Reuter abscheulich lärmen und fluchen. Er ritt näher zu ihm hin, und hörte, daß der Reuter unter den abscheulichsten Flüchen sagte: er wollte wünschen, daß dies verdammte Leben erst ein Ende hätte. Du hast Recht mein Sohn! rief ihm der König zu, — ich wünsche es auch; aber was wollen wir machen? — wir müssen schon aushalten, bis es Friede wird. Auf eine so leutselige Art behandelte der König seine Soldaten, wenn sie sich gleich Verweise und Strafe zugezogen hatten, und man darf sich daher nicht wundern, wenn sie unter seiner Anführung allen Mühseligkeiten trotzten.

Bei Bestürmung der Burkersdorfer Anhöhen im Jahr 1762 begegnete der König einem verwundeten Musquetier. Wie gehts? fragte

fragte er ihn. — Gottlob! antwortete der Soldat, es geht alles gut, die Feinde laufen, und wir siegen. Du bist verwundet mein Sohn, fuhr der König fort, und reichte ihm sein Schnupftuch, verbinde dich damit. Nun wundre ich mich nicht, sagte Czernischef, der dem Könige zur Seite ritt, daß man Ew. Majestät mit solchem Eifer dienet, da Sie Ihren Soldaten so liebreich begegnen.

Einst sahe der König auf einem Marsche einen Feldprediger reiten. Das ist wider die Regel, sagte er zu ihm; es heißt ja: Gehet hin und lehret die Heiden, und Er reitet? — Behüte, erwiederte der Feldprediger, der Grundtext sagt: sehet zu, wie ihr fortkommt.

Während seiner langen Regierung waren dem Könige so vielfältige Betrügereien von Personen in allen Ständen bekannt ge-

worden, daß man sich gar nicht darüber wundern darf, wenn er in seinen letzten Lebensjahren mistrauisch wurde, und glaubte, er würde von jedermann betrogen.

Einmal kam er von einer Musterung zurük, welche eine ausserordentliche Menge Menschen herbeigelokt hatte. Ein Prinz, der neben ihm ritt, fragte ihn: Ew. Majestät, wovon mögen sich alle diese Leute wohl nähren? Der König antwortete: sie betrügen sich unter einander, und mich, mich betrügen sie alle.

Besonders glaubte Friedrich von den Feldproviantbedienten, die im siebenjährigen Kriege beider Armee gedient hatten, sie hätten ihn alle betrogen, und zweifelte sehr daran, daß einer von ihnen eine Ausnahme gemacht habe, und ehrlich gewesen sei. Die Wittwe eines Proviantkommissarius stellte dem Könige wehmüthig vor: ihr Mann sei gestor-

gestorben, und, da er, besonders im königlichen Dienste, stets ehrlich und uneigennüzzig gewesen sei, so habe er nichts erübrigt, und sie in elenden Umständen verlassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen? —

Bei einer Musterung sahe der König einen Offizier, der eine ziemlich große Narbe im Gesicht hatte, und sagte zu ihm: das ist gewiß ein Bierhieb. — Ja, Ew. Majestät, antwortete der Offizier; der Krug war bei Leuthen, und Ew. Majestät schenkten brav ein.

Durch die Einführung der Opern gab der König dem berlinischen Publikum ein ganz neues bisher unbekanntes Schauspiel. Er selbst nahm während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung vielen Antheil daran, und

sparte keine Kosten, die besten Sänger und Tonkünstler in seine Dienste zu bekommen. Er besuchte nicht allein die Opern fleißig, sondern war auch bei den Generalproben, zu welchen niemand zugelassen wurde, allein gegenwärtig, und unterrichtete die Sänger in der Aktion und Deklamation.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens liebte der König seine alten Sänger sehr. Er stellte einst der Königin von Schweden bei ihrer Anwesenheit in Berlin, die alte sonst wenig schätzbare Sängerin Gasparini mit den Worten vor: Hier, meine Schwester, sehen Sie meine älteste Sängerin, die noch immer gut singt, und die Sie auch ehedem gehört haben.

Der Sänger Porporino genoß viel Gnaden vom Könige. Er erhielt von ihm den Namen Porporino, nach seinem Lehrmeister Porpora. Dieser Porporino sowohl, als sein

Mitsänger und Zeitgenosse, Paolino, hatten für den Dienst des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie vor niemanden, als vor ihm, singen wollten. (Die Kirchenmusiken beim katholischen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, waren hievon ausgenommen.) Porporino ward von seinen Freunden in Italien, wohin er gereiset war, auf das dringendste gebeten, seine Stimme hören zu lassen; er schlug es ihnen aber mit der Entschuldigung ab, sie sei allein Gott und dem Könige von Preussen gewidmet.

Der nachmalige Kantor bei der berlinischen Garnisonschule, Namens Pohle, hatte einen durchdringenden Baß. Er sang mit den Chorschülern in den Opern, und besonders das in der Oper Iphigenia vorkommende Orakel. Man stellte dem Könige vor: daß es nöthig sei, einen solchen Sänger stets beizubehalten, und bat, Pohlen eine Versor-

gung zu geben, damit er immer in Berlin bliebe. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und gab Pohlen, bis eine solche Versorgung erledigt sein würde, monathlich zehn Thaler. Es vergieng eine geraume Zeit, ohne daß Pohle eine Versorgung erhielt, oder sein kleines Gehalt, von dem er nicht leben konnte, erhöhet ward. Er entschloß sich daher, den König im Jahre 1745 in der Opernprobe anzutreten. Dieser hatte gerade an diesem Tage durch den russischen Gesandten erfahren, daß die Sachsen und Oesterreicher aufbrächen und ihn angreifen wollten. Da die Opernprobe einmal bestellt war, so wohnte er ihr zwar bei, aber nicht mit der heitersten Seele. Dies war für Pohlen ein Unglük, denn, da er dem Könige seine Bitte vortrug, sahe ihn dieser zornig an, ud sagte : Mein Freund, ich sehe es Euch schon an, warum Ihr nicht auszukommen wißt. —

Ihr müßt essen und trinken, aber nicht fressen und saufen. — Geht, und laßt mich zufrieden.

Während der Zeit, daß sich der König als Prinz in Küstrin aufhalten mußte, machten sich mehrere Personen durch Beweise von Zuneigung vorzüglich bei ihm beliebt; unter andern der Kammerpräsident von Münchow, der Generallieutenant und Gouverneur von Lepel, der Kriegsrath Hanf, und der Auscultator von Birkholz. In der Folge belohnte der König sie oder ihre Familie dafür. Münchow's Sohn ward Etatsminister, Graf und Ritter des schwarzen Adlerordens; Hanf starb als Geheimerfinanzrath beim Generaldirektorium, und von Birkholz, der eine Münchowsche Tochter zur Frau hatte, ward Kammerpräsident der neumärkischen Kammer an des von Rothenburg Stelle. Als dieser Rothenburg seiner geschwächten Gesundheit wegen

gen den Abschied forderte, und der Geheime-finanzrath von Schöning, Birkholzen statt seiner vorschlug, erinnerte sich der König seiner noch sehr wohl, und sagte: Hat dieser Birkholz nicht eine Münchowen zur Frau?

Schöning. Ja Ew. Majestät, eine Tochter des Ministers.

Der König. Ganz recht. Da muß er ja wohl Geld haben? — denn Münchow hatte Vermögen.

Schöning. Nein, Ew. Majestät, er ist in eingeschränkten Umständen.

Der König. So muß er kein guter Wirth gewesen sein.

Schöning. Das nicht, Ew. Majestät, die Russen haben ihm sein Gut im Kriege ruinirt.

Der König. So, — nun gut, — er soll Präsident sein.

Ein königlicher Rentmeister bat den König in einer Vorstellung, ihm den von seinem Herrn Vater als ein Deputat angewiesenen, von ihm aber gestrichenen Wein zu lassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung; nein, keinen Wein; mein Rentmeister muß nüchtern seyn.

Einst fragte der König bei einer Musterung den General von Koschenbar, welchen er sehr schätzte: wo wohnt er denn? — In der Klosterstraße, antwortete der General; es ist eine traurige Gegend, weil das Glokkenspiel beständig geistliche Lieder in langsamen melancholischen Tone herleiert. Gut, erwiederte der König, — lasse er sich künftig etwas Lustiges spielen. Von dieser Zeit an wurden bis zum Tode des Generals auf dem Glokkenspiele Arien, Menuetten und andre muntre Stükke gespielt.

Der König pflegte sonst auf seinen Reisen öfters den Weg durch die Stadt Strausberg zu nehmen. Einstmals trat er daselbst, bis der Vorspann herbeigeschaft wurde, in einem Hause ab, in welchem man den Rauchfang über dem Kamin vermauert hatte. Da die Witterung etwas rauh war, befahl er Feuer anzulegen, welches auch, ohne daß man an den Rauchfang dachte, sogleich geschahe. Da nun der Rauch nicht abgeführt werden konnte, so ward in kurzer Zeit die Stube so davon angefüllt, daß der König Gefahr lief, zu erstikken. Geschwind ergrif er seinen Stok und Degen, und eilte um auf die Straße zu kommen. Seine Leute, welche diesen Vorfall nicht vermuthet, hatten sich zerstreuet, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in den Wagen zu setzen und ihre Ankunft zu erwarten. Als sie kamen, befahl er mit Verdruß, sie sollten eilen, damit er fortkäme,

weil man ihn sonst hier erstikken würde. Dieser Vorfall erregte bei dem Könige eine sehr widrige Meinung von der armen Stadt Strausberg. Als er nach Potsdam zurük gekommen war, fragte er einen General, der sich damals oft bei ihm befand, wo er seine Güter habe? und als ihm dieser die Gegend in der sie lagen, anzeigte, fragte er weiter: kömmt er nicht durch Strausberg? — Nein Ew. Majestät, versetzte der General; wenn Sie es aber befehlen, will ich wohl durchreisen; ich kenne sonst diese Stadt. Ei, thue er's doch, sagte der König, erzählte ihm den gehabten Vorfall, und fuhr fort: habe ich doch nicht gewußt, daß ich in meinen Landen ein solches Lumpennest habe! — Ich vermuthete mir aber gleich solche schöne Herberge darin; denn als ich an das Thor kam, sah ich, daß oben auf demselben eine dürre Weide stand,

wor-

worauf eine Krähe saß, die mir gar lieblich entgegen krächzte. Halt dacht' ich. hier wird's gut sein, und wie Er hört, so habe ich mich nicht betrogen. O, höre er doch! — reise er ja durch Strausberg, und sage Er mir dann, ob ich recht habe. Seit diesem Vorfall erhielten die armen Straußberger auf ihre Bitten und Vorstellungen fast nie eine gnädige Resolution.

Vor dem siebenjährigen Feldzuge besuchte der König eine Generalin, welche sehr schöne Leute im Dienste hatte. Es ist Schade, sagte der König zu seinen Begleitern, daß solche hübsche Kerls Weibern dienen müssen. Ei, erwiederten diese, wenn es Ew. Majestät befehlen, so kann man sie ja zu Dero Diensten bringen. Ja, sagte der König, man muß sehen, daß es mit guter Manier geschehen kann Bald darauf

gingen in allen Straßen Berlin's Patrouillen umher, welche junge Kaufdiener, Barbiergesellen u. d. m. wegnahmen, die Bedienten von den Kutschen ihrer Herrschaften herunterreissen, und damit alle Wachen anfüllten. Ganz Berlin gerieth über dieses gewaltsame Verfahren in Bestürzung; man sahe keinen Menschen auf den Straßen; die Häuser wurden verschlossen, und überall hörte man ausserordentliche Klagen. Sobald der König das was vorgegangen war, erfuhr, gerieth er in die heftigste Bewegung, befahl die eingezogenen Leute wieder loszulassen, und ließ versichern, daß Niemand weiter dergleichen Begegnungen, die gänzlich wider seinen Willen wären, zu befürchten hätte. Auch wurden die eingezogenen Leute augenbliklich wieder in Freiheit gesetzt. Er war über diesen Vorfall so mißvergnügt, daß er mehr als einmal sagte: dies ist der unangenehmste

Tag, welchen ich seit dem Antritt meiner Regierung erlebt habe.

Es wird vielen noch erinnerlich sein, daß der König einige Zeit nach dem zweiten schlesischen Kriege mit dem Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin in ein Mißverständniß gerathen war, weshalb letzterer sich auf seine Güter begab, und daselbst eine geraume Zeit über verblieb, ohne sein Regiment oder den Hof zu sehen. Endlich schrieb der König an den Generalfeldmarschall: ob er nicht einmal wieder nach Berlin kommen wollte. Schwerin sahe dieses für einen Befehl an, dem er Gehorsam leisten mußte, und kam.

Der verstorbene Kammerhusar und nachmalige Bettenmeister auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, Tauber, erzählte von der ersten Zusammenkunft zwischen Beiden folgendes:

Schwerin kam des Morgens um acht Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Taubern: Guten Morgen mein Sohn! — ist der König in seinem Zimmer, und ist er schon angekleidet?

Tauber. Ja, Ew. Excellenz.

Schwerin. Ist er gut disponirt? hat er nichts verdrießliches an ihm bemerkt?

Tauber. Nein, Ew. Excellenz, — ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen.

Schwerin. Nun — sage er noch nicht, daß ich hier bin.

Tauber trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer.

Schwerin. Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs? —

Tauber. O ja, Ew. Excellenz.

Schwerin. So sage er ihm, daß ich hier bin.

Tauber ging zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der Köaig antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und fantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, stekte den Degen an, und sagte zu Taubern: laßt den Generalfeldmarschall hereinkommen. Tauber öfnete die Thür, und winkte Schwerinen mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblikte, rief er ihm zu: guten Morgen Schwerin! wie gehts? — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Tauber trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerinen und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimme auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter und zulezt

leise. Die Thür öfnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König, mit einer heitern zufriednen Miene, und der König sagte zu ihm: Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir. — Nun war das gute Vernehmen zwischen diesen großen Männern wieder hergestellt.

Der General von Buttler, der bei der Garde des Königs als Obrister gestanden hatte, nahm als General wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinhirt mit Anbruch des Tages zu tuten, um seine Heerde zusammen zu rufen, und dadurch den General auf das unangenehmste im Schlafe zu störeu. Der General ließ daher dem Schweinhirten sagen: er möchte künftig etwas weiter gehen. Dieser behaup-

tete aber, es sei seine Pflicht eben da und nirgends anders seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung seiner Ruhe abzuhelfen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: sie glaubten, der Herr General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen sein, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Freiheiten zu schmälern. Es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinhirt dort und nirgends anders abriefe; man hofte also, der Herr General würde es dabei bewenden lassen. Nun befahl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Hirt kommen würde, ihn mit der Hundepeitsche abprügeln, damit ihm die Lust verginge, dort zu blasen. Der Kammerdiener that, was ihm befohlen war, und die Sache ward klagbar. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug

ihm den Vorfall zur Entscheidung vor, mit der Erinnerung, wie sehr durch diese Gewaltthätigkeit die Rechte und Freiheiten der Stadt litten. Der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: Ihr seyd allzumal Schurken. Dem General aber schrieb er:

„Mein lieber General Buttler, ich bedaure Euch, daß Ihr Euch zu einer Stadt gewandt habt, wo Ihr auch nicht einmal vor dem Schweinhirten sicher seid Ihr hättet wohl bessere Städte in meinen Ländern finden können. Ich glaube aber, sie werden Euch künftig in Ruhe lassen.“

Ein alter ehrlicher Bürger in Berlin schrieb im Jahr 1787 an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre gebohren, und hätte bei allem Fleiß nicht so viel

erwerben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiele. Da Se. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten Sie auch seines bauen. Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift mit eigner Hand geschrieben hatte Er antwortete ihm sogleich, und ließ sein Haus bauen, ob er gleich übrigens für das erwähnte Jahr keine Baugelder ausgesetzt hatte.

Bei der Garde war einmal ein Auditeur, den der König sehr gut leiden konnte. Eines Tages befahl der König, daß die Bagage sich durch die Bataillone durchziehen sollte. Der Auditeur war spät aufgestanden, und versäumte die rechte Zeit, so daß er sie nicht mehr durchbringen konnte, und der König war darüber ungehalten. Am folgenden Tage befahl der König eben das, und der Auditeur, der nun auf seiner Hut war, brachte

die

die Bagage gehörig durch die Bataillone. Der König ritt auf ihn zu und sagte: aber Herr, warum geht es denn nun heute? — Ja, antwortete der Auditeur: Ew. Majestät, heute war die Disposition auch besser. Der König lächelte und sagte: *mi Domine, mi Domine*!

Der König wollte einen gewissen Major wegen seiner Tapferkeit belohnen, und schenkte ihm den Orden pour le Mérite. Der Major dankte, sagte aber dabei: „das kann „mir alles nichts helfen.“ Nun, so sollt Ihr eine Amtshauptmannsstelle haben. „Ew. Majestät sind zu gnädig, das kann mir „alles nichts helfen.“ So will ich Euch noch eine jährliche Pension geben. „Ich danke „unterthänigst, Ew. Majestät, ich bin so vie„ler Gnade nicht würdig, das kann mir alles „nichts helfen.“ Der König schwieg nun. Da der Major weggegangen war, sagte er zu

den Anwesenden: ich weiß nicht, was der Mann will! Womit kann ich ihm denn helfen? Man sagte ihm hierauf, der Major habe sich angewöhnt, bei allem, was er sage, hinzuzusetzen: das kann mir alles nichts helfen. So, das hätte ich wissen sollen, sagte der König: in der That, ich habe ihm zu viel gegeben!

Im baierschen Erbfolgekriege war der König mit dem Kronprinzen, jezt regierenden König, wegen der Klugheit, mit der er das ihm anvertraute Corps bei dem Zurükmarsche aus Böhmen eben so glüklich als kühn geführt hatte, so wohl zufrieden, daß er ihm mit der heitersten Miene entgegen ging, und zu ihm sagte: Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neven. Alr der Prinz über diese Anrede verwundert war, setzte er hinzu: ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles

gethan,

gethan, was ich hätte thun können, alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte; und umarmte ihn mit vieler Zärtlichkeit.

Die Versorgung der Invaliden beförderte der König aufs kräftigste, weil er die Verdienste dieser Leute um das Vaterland schätzte, und sie, so viel ihm möglich war, belohnen wollte. Man hat davon verschiedene Beispiele, von denen ich nur folgendes als zuverlässig bekannt machen will.

Auf die Anfrage des Generaldirektoriums vom 16ten April 1753: ob der Thorschreiber Werner zu Dardesheim, wegen seiner ungebührlichen Konduite, abgesetzt werden solle? — schrieb der König an den Rand der Immediatvorstellung:

Man muß alte Soldaten, die mit ihrem Blute dem Vaterlande gedient haben, nicht verstoßen.

Der

Der König stand einmal bei einem General Gevatter. Der Prediger, der das Kind taufte, sagte dabei weiter nichts, als folgende Periode: „Da es die Nothwendigkeit erfordert, die Kinder der Christen zu „taufen, so will ich hiermit diese heilige „Handlung verrichten, dem Kinde den Namen Friedrich beilegen, und solches taufen „im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geistes. Amen." Der König sagte hierauf zu ihm: Er gefällt mir wegen Seiner beliebten Kürze, ich werde an Ihn denken. Nicht lange darauf bekam der Prediger eine ansehnliche und einträgliche Stelle, die er wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente auch vollkommen verdiente.

Ein Lieutenant von der Kavallerie erhielt vom Könige Erlaubniß, sein väterliches Gut anzunehmen. Er war ein guter Wirth, baute sein Haus, verbesserte seine Felder,

und

und legte auf einer unfruchtbaren Haide eine Kolonie an. Nach und nach baute er an vierzig Häuser, die er, nebst einem Gärtchen und etwas Feld, den neuen Einwohnern gegen einen jährlichen Erbzins schenkte. Es wandten sich verschiedene Fabrikanten nach diesem Ort; die Häuser vermehrten sich, und die Kolonie wurde bald blühend. Der König, dem dergleichen Anstalten nicht verborgen bleiben konnten, ließ diesen nützlichen und fleißigen Vasallen zu sich rufen. Ich höre, sagte er zu ihm, Ihr seid ein guter Wirth. Ist es wahr, daß Ihr eine Kolonie angelegt habt? — Ja, Ew. Majestät, ich fand bei Uebernahme des Gutes, einen Platz, der dazu geschikt war, und den ich außerdem nicht nützen konnte. — Wie viel Häuser habt Ihr gebauet? — Vierzig habe ich auf meine Kosten nach und nach gebauet; es haben sich aber nun verschiedene Leute gefunden,

den, die sich auf eigene Kosten bei mir etablirt haben. — Wo habt Ihr das Holz hergenommen? — Aus meinem Walde. — Hat der Wald das tragen können? — Ja. — Wo habt Ihr die Unterthanen herbekommen? — Es sind meistens Sachsen und andre Ausländer. — Der König lächelte hierbei freundlich, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte: — Nicht übel mein lieber N.... Wie viel kostet Euch die ganze Anlage, und warum habt Ihr Euch nicht um Unterstützung bei mir gemeldet? — Weil ich wenig baares Geld habe aufwenden dürfen, und weil ich nicht wußte, ob es mir glükken würde. Wenn ich das Holz und die Fuhren rechne, so könnte ich wohl einige tausend Thaler verbauet haben. Dies Kapital trägt aber schon seine Interessen, und meine Einkünfte haben sich seit der Zeit um ein Beträchtliches vermehrt. — Gut, Ihr

Ihr sollt Eure Auslagen wieder bekommen. Nicht lange darauf erhielt der Edelmann eine eigenhändige Assignation des Königs auf 12000 Thaler.

Der verstorbene Feldprobst Dekker stand, wie jedermann weiß, bei dem Könige in besondern Gnaden, so daß er sich, weil der König oft mit ihm scherzte, manche Freiheit herausnehmen durfte. Einst fiel er dem König ins Gesicht, als er gerade gedankenvoll und ein sich gekehrt einherging. Der König ritt auf ihn zu, und fragte ihn: Woher des Landes? — Von einem Krankenbesuche, Ew. Majestät. — O, besuch Er doch einmal meine Stute, sie ist sehr krank. — Sehr gern. — Der Probst ging sogleich in den Stall, erkundigte sich nach dem Leibpferde des Königs, fragte was dem guten Thiere fehle, und gab dem Stallmeister einen Rath, wie dem Thiere zu helfen sein möchte. Darauf

meldete

meldete er sich bei dem Zahlmeister des Königs, und verlangte die Bezahlung folgender Note: Hundert Thaler hat Endesunterzeichneter dato für einen Besuch bei der kranken Stute Seiner Majestät, und für einen bei dieser Gelegenheit ertheilten guten und heilsamen Rath aus der königlichen Kasse richtig erhalten, worüber hierdurch mit unterthänigstem Danke quittirt wird.

Dekker, Feldprobst.

Der Zahlmeister stuzte darüber, und meldete sich mit der Quittung beim Könige. Der König runzelte erst die Stirn, fing dann an zu lachen, und sagte: Diesmal mags sein; bezahlt ihm nur das Geld; aber er soll mir nicht noch einmal so kommen.

Als der König bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph diesen die Treppe hinauf führte, weigerte sich der Kaiser voran zu gehen. Indem sich Beide

herumdrehen, und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich der Kaiser: „O Sire! wenn „Sie anfangen mit mir zu manövriren, so „ziehe ich den Kürzern, und ich muß gehen, „wohin Sie mich haben wollen," und damit ging er voran.

Man thut dem großen Friedrich Unrecht, wenn man von ihm sagt, er habe die Grausamkeit des Krieges geliebt. Als der Graf von Sekkendorf nach Berlin kam, um den König zu bewegen, dem unglüklichen Kaiser Karl dem Siebenten wider seine Feinde beizustehen, war der Monarch gegen alle Vorstellungen und Bitten des Grafen taub. Er zeigte ihm bei einer Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Kriege besonders viel gelitten hatte, und sagte: Sehen Sie, was mir der Krieg gekostet hat! Dieses Regiment hat über die Hälfte seiner Leute verloren. Soll ich meine

Unterthanen wider der Gefahr aussez-
zen, so schreklich niedergemezelt zu
werden? —

Congé expedié au Baron de Pölnitz à sa Retraite de Berlin.

Nous — — — — savoir faisons par les presentes, que le Baron de Pölnitz, natif de Berlin, et autant qu'il nous est connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la Chambre de feu Notre Grand-Pere de glorieuse mémoire; comme aussi au service de la Duchesse d'Orleans dans la même qualité, Colonel a celui d'Espagne, Capitaine de Cavallerie dans l'Armée du feu Empereur; Camerier de Pape, Chambellan de Duc de Brounswic, *Enseigne au service de Duc de Weimar*, Chambellan à celui du feu

ſeu Notre Pere de bien-heureuſe mémoire; & en dernier lieu Grand-Maitre de Cérémonies au Notre: ſe voyant comme *inondé & emporté* par le torrent des emplois militaires les plus honorables, & des plus éminentes charges de la cour, qui ſuccisſivement ont plû ſur ſa perſonne; las du monde & entrainé par les mauvais exemples du nouveau Chambellan Montaulieu, qui peu de tems avant lui a deſerté la cour: le dit Baron de Pölnitz Nous a recherché & très-humblement ſuplié de lui accorder en grace un congé honête pour le maintien de ſa bonne reputation & renommée.

Déforaut donc à ſa demande & ne jugeant pas à propos de refuſer à ſa bonne conduite le temoignage dont il nous a requis, vu les importans ſervices qu'il a rendu à Notre cour royale *par ſes plaiſanteries* & les amuſemens qu'il a procuré à

Notre Pere defunct l'espace de neuf ans. Nous n'avons pu Nous empêcher de declarer à la gloire du Baron, & declarons que pendant tout le tems qu'il a passé à Notre service il n'a été *ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourse, ni empoisonneur, qu'il n'a point ravi & violé de jeunes filles, calomnié grossièrement*, ou porté la moindre attente à l'honneur de qui que ce soit à Notre Cour; mais qu'il s'est toujours conduit en galant-homme & convenablement à son origine, n'ayant jamais fait qu'un usage honnête des talens que le Ciel lui a accordés pour atteindre au but du théatre qui est de représenter agréablement & plaisamment le ridicule des hommes, afin de les en coriger par là.

De même, il a toujors suivi très-sincerement le conseil de Bachus, quant à la modération & à la sobriéte, & poussé la

charité

charité chrétienne jusqu'à faire pratiquer aux paisans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir; il possé doit encore parfaitement les Anecdotes de Nos chateaux & maisons de plaisance, & particulièrement les listes de Nos vieux meubles, & savoit du reste, par se mérites se rendre utile & serviable, auprès de ceux *qui connoissoient la méchanceté de son esprit, & le peu de bonté de son coeur.*

Nous rendons de plus témoignage au dit Baron, qu'il ne Nous a jamais fait mettre en colère, si ce n'est lorsque son importunité passant toutes les bornes du respect, essuyoit de profaner & de deshonorer les cendres des Nos glorieux Ancêtres d'une manière indigne & insupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes & stériles, que les plus beaux corps ont leurs

déformités, & les tableaux de plus grandes paintres leurs défauts; Nous voulons bien aussi pardonner au dit Baron ses fautes & défauts; & Nous lui accordons par la présente, quoiqu'à regret, le congé qu'il a sollicité, voulons au surplus abolir & abolissons entièrement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la mémoire en soit pour jamais effacé parmi les hommes; ne croyant pas que personne soit digne de remplir la dite charge après le susdit Baron.

Donné à Potsdam le 1ier d'Avril 1744.

Uebersetzung.

Abschied, welcher dem Baron von Pöllnitz ausgefertigt wurde, als er Berlin verließ.

Wir Friedrich ꝛc. ꝛc. thun kund und zu wissen, daß der Baron Pöllnitz, aus Berlin

lin gebürtig, und so viel Wir ihn kennen, von ehrlichen Eltern gebohren, Kammerjunker bei unserm seligen Großvater glorwürdigen Andenkens; wie auch im Dienste der Herzogin von Orleans in der nemlichen Würde, Obrist in spanischen Diensten, Rittmeister bei der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerirer des Pabstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig; Fähnrich im Dienst des Herzogs von Weymar; Kammerherr in Diensten Unsers Höchstseligen Vaters, hochbeglükten Andenkens; endlich und zulezt Oberzeremonienmeister in den Unsrigen; indem er sich, von dem Strom der ehrenvollsten Militairwürden und der erhabensten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz wie überschwemmt ist; nun weltüberdrüssig, und durch das schlechte Beispiel des neuen Kammerherrn Montaulien fortgerissen, der kurz vor ihm von dem Hof desertirte; so hat uns besagter Baron Pöllnitz angesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung

 seines

seines guten Rufes und Nahmens, in Gnaden einen ehrlichen Abschied zu ertheilen.

Da wir also Rüksicht auf sein Begehren nehmen, und nicht für gut befinden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er angesucht hat, in Hinsicht der wichtigen Dienste, welche er Unserm königlichen Hofe durch seine Spaßmachereien geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er neun Jahr hindurch Unserm Höchstseligen Herrn Vater verschaft hat; so nehmen Wir keinen Anstand zu erklären, daß während der ganzen Zeit die er in Unserm Dienst zugebracht, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfernraub begangen, noch junge Mädchen geschändet, noch die Ehre irgend jemandes von Unserm Hof verlezt, sondern sich stets wie ein ehrlicher Mann, seinem Herkommen gemäß, betragen, und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht

hat,

hat; nämlich den Zwek des Theaters zu erreichen, welcher darin besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm darzustellen, um sie dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bachus in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sehr aufrichtig befolgt, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Bauern die Vorschrift des Evangeliums; geben ist seliger denn nehmen, stets hat befolgen lassen. Er hatte auch noch die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustgärten vollkommen inne, besonders aber die Listen unsers alten Hausrathes; und verstand übrigens sich nützlich und gefällig bei denjenigen zu machen, welche die Bosheit seines Verstandes und die wenige Güte seines Herzens kannten.

Ferner geben Wir auch dem benannten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt hat, es sei denn durch seine Zudringlichkeit, welche alle Gränzen der Ehrfurcht überschritt, und auf eine unwürdige und unerträg-

erträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verunglimpfen suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden auf unfruchtbare und unangebaute Stellen stößt, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der berühmtesten Mahler nicht fehlerfrei sind; so wollen wir wohlbesagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu gut halten; und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obschon ungern, den Abschied, um den er ansucht, wollen überdies noch das Amt das ihm anvertrauet war, gänzlich aufheben und abschaffen, damit das Andenken davon unter den Menschen gänzlich vertilget werde, weil wir dafür halten: daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es zu bekleiden.

Potsdam, den 1sten April 1744.

Kabinetsordern.

Meine liebe wirklich geheime Etatsminiſtri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken ſchweben, was für viele ernſtliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen der Landesverderblichen Proceſſe, in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wenn ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verſpühre, wohl aber mehr als zuviel erfahre, daß demungeachtet faſt keine wahre Juſtiz im Lande mehr zu finden, ſondern daſſelbe über die Protraktion derſelben zu ſeufzen Urſache habe; ſo befehle ich Euch nochmals allergnädigſt, dieſe ſo angelegene, als dem Lande ſehr erſprießliche Sache, bei Eurer Obliegenheit, zu dem erſten

und

und genauesten Augenmerk zu machen, und dahin zu sehen, daß bei den Justizkollegiis solche feste und unveränderliche Einrichtung gemacht werde, damit alle vorkommende Prozesse nach Beschaffenheit der Sachen, sonder alle Weitläuftigkeiten und Verzögerungen nach wahrem Rechte kurz und in Jahresfrist abgethan und entschieden werden mögen. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr werdet schon nach reiflicher Ueberlegung solche Mittel ausfindig machen, welche zur Erreichung dieses Zweks erforderlich sind. Ich bin Euer wohl affektionirter König. Berlin, den 14ten Jan. 1745.

Friedrich.

Nachdem Seiner Königl. Majestät in Preussen ꝛc. Unserm allergnädigsten Herrn, durch Dero Kapitaine von der Garde von Ucker-

mann

mann, allerunterthänigst angezeigt worden, daß die Pommersche Kammer wegen eines zu seinem Guthe Roggow gehörigen auf dem Wachlinschen Felde gelegenen, und von ihm und seinen Vorfahren über neunzig Jahr besessenen Buchhölzchens, ihn durch den Fiskum von neuem in Anspruch nehmen lassen;

Höchstdieselben aber ohnlängst vermittelst einer besondern Ordre positive deklarirt haben, wie Sie durchaus nicht wollen, daß die Partikuliers von den Fiskalen chikanirt, und mit Processen fatigirt werden sollen: als befehlen Sie Dero Generaldirektorio hiemit in Gnaden nicht nur gedachter Pommerschen Kammer bekannt zu machen, daß der wider den Kapitain von Uckermann, wegen des quäst. Buchhölzchens erregte fiskalische Prozeß gänzlich niedergeschlagen werden

solle,

solle, sondern auch sämtlichen Krieges- und Domainenkammern per circulare aufzugeben, daß in Zukunft die von Adel und andre Particuliers, wenn sie gewisse *Fundos* oder Gerechtigkeiten, es haben solche Nahmen wie sie wollen, wirklich nutzen und besitzen, deshalb unter keinerlei Prätext durch das *Officium Fisci* in Anspruch genommen, vielmehr bei ihrer Possession mit Nachdruk maintenirt und geschützet werden sollen. Berlin, den 28 Jan. 1747.

Friedrich.

An das General-Direktorium.

Mein lieber Großkanzler, und geheimer Etatsminister, Freiherr von Cocceji! Aus dem hiebeikommenden Originalbericht von dem N.... Kammerpräsidenten, werdet ihr mit mehrerem ersehen, was derselbe

von

von dem schändlichen und infamen Betragen des von L.., welchem das Gut C.. zuerkannt werden wollen, an mich pflichtmäßig gemeldet hat. Da nun auch die dortige Landesstände öffentlich deklarirt haben, wie es ihnen nicht möglich sei, noch denenselben angemuthet werden könne, dergleichen niederträchtigen und übel berüchtigen Menschen unter das Korps der dortigen Ritterschaft aufzunehmen; Ich vor mein Theil aber solchen auch niemals unter meinen Vasallen annehmen kann: so überlasse ich Euch zur nähern Einsicht und Erwägung, wie die Sache am füglichsten einzurichten sei, daß das Gut C... mit einem würdigen Vasallen versehen, der berüchtigte von L... aber dasjenige, so er zu seinem höchst nöthigen Auskommen bedarf, erhalten möge, und nicht weiter als ein Vagabond herumlaufen

zu dürfen. Ich bin Eurer wohl affektionirter König. Berlin, den 18ten Dezember 1752.

Friedrich.

An den Großkanzler Freiherrn von Cocceji.

Wohlgebohrne, Liebe, Besondere! Nachdem ich mit so vieler Surprise, als Leidwesen, aus Eurem, unter dem 22sten dieses an mich erlassenen Schreiben das Absterben Eures Eheherrn, meines Großkanzlers, Freiherrn von Cocceji, ersehen habe, dessen bei seinen, obschon schwächlichen Umständen, ich dennoch um so weniger vermuthend gewesen bin, da er mir noch vor einigen Tagen selbst gemeldet hat, wie durch seine in dem Gräflich-Reußischen Garten gehabte Sejour dessen Gesundheit und Kräfte dergestalt remittiret

ret hätten, daß er seine sämmtliche Amts- geschäfte wiederum völlig verwalten könne; So habe ich Euch hiedurch alle mein gnädiges Mitleiden über solchen Euren Verlust um so mehr aufrichtig bezeugen sollen, als ich selbst an diesem würdigen, mir und meinem Hause, von sehr vielen Jahren her, so treu und wohl gedienten Mann, einen Verlust leide, der mir, wegen seiner besondern und raren Meriten, gegen mich sowohl, als wegen meines Staats, nicht anders, als sensibel fallen kann, da ich solchen niemalen wieder repariren werde.

Ihr könnet hierbei inzwischen versichert sein, daß mir dessen Andenken allezeit werth bleiben wird; und daß ich deshalb alle Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen werde, wenn ich Euch besonders, als auch Eu-

rer Familie, davon reelle Marquen in allen Vorfällen werde geben können, und daß Ihr Euch alles meines gnädigen Wohlwollens und Protektion zu gewärtigen habt.

Inzwischen, da ich resolvirt bin, das Andenken Eures Eheherrn, und dessen Meriten gegen mich, dadurch zu perpetuiren, daß ich von demselben eine marmorne Büste auf meine eigne Kosten verfertigen, und solche auf dem Hofe des sogenannten Kollegienhauses zu Berlin, zum beständigen Andenken placiren lassen will; so wird es mir zum gnädigsten Wohlgefallen gegen Euch gereichen, wenn Ihr eines von den besten Portraits Eures verstorbenen Eheherrn choisiren, und solches zu erwähntem Behuf an meine Hofbildhauer zu Berlin, den Adami, auf einige Zeit verabfolgen lassen werdet. Ich bin übrigens Euer

gnädiger

gnädiger König. Potsdam, den 24sten Oktober 1755.

Friedrich.

An die verwittwete Groß-
kanzlerin von Cocceji.

Mein lieber Großkanzler von Jarriges. Ich muß Euch auf Euren Bericht vom 23. dieses, und dessen P. S. wohl gestehen, daß alle darin angeführte Ursachen von dem noch bis dato und also schon über 3 Jahr lang trainirenden Prozesse derer abgebranten Bürger zu Frankfurth mir die Idee nicht benehmen, wie es ganz unverantwortlich sei, wenn dergleichen arme Leute, die inzwischen von ihrem abgebrannten Haab und Gut nicht leben, noch weniger deren Retablissement veranstalten können, durch prozessualische Weitläuftigkeiten noch vollends an den Bettelstab gebracht wer-

den. Es ist dieses nicht der einzige Cas verzögerter Rechtspflege; mir sind schon mehrere bekannt worden, und Ihr werdet daher sehr wohl thun, wenn Ihr auf den promtern Betrieb der Prozesse besonders bedacht seid, die Collegia dieserhalb recherchiren, und an ein und andern Rathe der sich dergleichen Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, Exempel statuiren lasset. Ich bin Euer affektionirter König. Potsdem, den 24. Sept. 1767.

Friedrich.

Mein lieber geheimer Etaatsminister von Horst. Ihr habt aus der abschriftlichen Anlage mit mehrerem zu ersehen, was auf meine Ordre der Etaatsminister von Münchhausen, wegen der von den Accisegerichten zu Breslau, dem dortigen insolventen Kaufmann Weidner, einer begangenen Accisede-

cisedefraudation halber diktirten Geldstrafe von 5776 Rthlr. an mich berichtet hat. Da es nun ganz recht ist, daß eine Geldstrafe, sogleich als sie nicht dem Schuldiger selbst zum Verlust gereichet, in Leibesstrafe verwandelt werden muß, indem sonsten gegen Kaufleute so übel stehen, die Geldstrafen ihren gesetzlichen Endzweck verfehlen, und die Geldstrafe nicht sie, sondern ihre unglükliche Kreditoren trift; so befehle hiedurch, daß Ihr von meinetwegen die Accisegerichte zu Breslau anweisen sollet, daß zwar die verschwiegene Accise, welches der eigentliche Verlust der Accisekasse ist, aus der Weidnerschen Masse beigetrieben, die Geldstrafe aber, weil sie nur die unschuldigen Kreditoren treffen würde, in eine deren hohem Betrag proportionirte Leibesstrafe des Defraudanten ver-

ten verwandelt werden soll. Ihr habt Euch also darnach zu achten, und das Erforderliche deshalb weiter auszufertigen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. Potsdam, den 5 Nov. 1767.

Friedrich.

Eine Schuldnerin beschwörte sich im Kabinette, daß sie während des Indults, der ihr bewilligt sei, Zinsen bezahlen sollte. Der König ertheilte ihr folgende Resolution:

Besonders Liebe! So vieles Mitleiden Eure mir unterm 23. dieses Monaths angezeigte Umände erwekken; so wenig gehet es doch an, daß ich Euch gegen Eure Gläubiger auf die nachgesuchte Art schüzzen kann. Der Euch verwilligte Indult kann Euch zur Bezahlung der völligen Interessen keinen Aufschub verschaffen. Es führet vielmehr derselbe, nach allen Rech-

ten

ten, die ausdrükliche Bedingung mit sich, daß dieselben ordentlich und zu gehöriger Zeit bezahlt werden müssen; und von dieser Verbindlichkeit könnet Ihr, weder von mir unmittelbar, noch von denen Gerichten entbunden werden. In dergleichen Rechtshändeln gilt kein Stand, keine Geburt, kein Ansehen der Person. Indessen bin ich sonst unveränderlich Euer gnädiger König. Potsdam, den 27. Oktober 1772.

Friedrich.

Würdiger und Wohlgebohrner, besonders Lieber Getreuer! Ich kann Euch auf Eure anderweite Vorstellung vom 28. Nov. so wenig das nachgesuchte Darlehn verwilligen, als Euch durch unmittelbare Verfügungen in Eurer Rechtssache aushelfen. Dieses ist offenbar gegen meine so oft be-

 kannt

kannt gemachte Gesinnungen, nach welchen ich alle Rechtspflege dem pflichtmäßigen Ermessen meiner Justiz-Collegiorum überlasse, welche einmal zu aller Unpartheilichkeit angewiesen sind, und wobei ich dem Rechte freien Lauf lasse. Zu Darlehnen aber sind meine Kassen eben so wenig eingerichtet, als dazu einige Fonds ausgesetzt. Indessen bin ich euer gnädiger König. Potsdam, den 2ten Decemb. 1774.

Friedrich.

An

den Kämmerer Freih. v. M.

Hochgelahrter, Lieber, Getreuer.

Mahlten alle Deutsche Dichter, wie Ihr, in Euren mir zugefertigten Gedichten mit so viel Geschmack, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist,

 welcher

welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblikt: so würde ich bald meine landesväterliche Wünsche erfüllet, und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz, den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröfnen mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben meinen völligen Beifall, und ich ermuntre Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache, als Euer gnädiger König.

Berlin, den 21. Januar 1781.

Friedrich.

An den Magister und
Konrektor Moritz.

Anhang

21) Premierlieutenant: Fried. Wilhelm von Thoß, 35 Jahr alt, aus der Graffschaft Hohenstein, 16 Jahr gedient.

22) Premierlieutenant: George Adolph von Fink, 36 Jahr alt, aus Pommern, 20 Jahr gedient.

23) Premierlieutenrnt: Adolph von Hillensberg, 37 Jahr alt, aus der Grafschaft Mark, 18 Jahr gedient.

24) Premierlieutenant: Martin Fried. von Below, 37 Jahr, aus Pommern, 20 Jahr gedient.

25) Sekondelieutenant: Johann Heinrich von Buddenbrok, 34 Jahr alt, aus Preussen, 19 Jahr gedient.

26) Sekondelieutenant: Karl von Knobelsdorf, 27 Jahr alt, aus der Neumark, 5 Jahr gedient.

27) Sekondelieutenant: Friedr. Wilh. von Köller, 36 Jahr alt, aus Pommern, 22 Jahr gedient.

28) Sekondelieutenant: Felix Andreas von Below, 37 Jahr alt aus Pommern, 17 Jahr gedient.

29) Sekondelieutenant: Anton Ludwig von Schild, 21 Jahr alt, aus Magdeburg, 12 Jahr gedient.

30) Sekondelieutenant: Ernst Bogislav von Birch, 29 Jahr alt, aus Kassuben, 13 Jahr gedient.

31) Sekondelieutenant: Christian Friedr. von Dierike, 37 Jahr alt, aus der Prignitz, 15 Jahr gedient.

32) Sekondelieutenant: Hans Albrecht von Jeetz, 33 Jahr alt, aus der Prignitz, 18 Jahr gedient.

33) Sekondelieutenant: Franz Ehrentr. von Rathenow,

thenow, 27 Jahr alt, aus der Prigniß, 8 Jahr gedient.

34) Sekondelieutenant: Christ. Aug. von Jurgas, 32 Jahr alt, aus dem Ruppinischen, 15 Jahr gedient.

35) Sekondelieutenant: Karl Wilhelm von Schilling, 38 Jahr alt, aus Anspach, 17 Jahr gedient.

36) Sekondelieutenant: Paul Henning von Rameke, 28 Jahr alt, aus Pommern, 13 Jahr gedient.

37) Sekondelieutenant: Johann Ernst von Plötz, 34 Jahr alt, aus Pommern, 17 Jahr gedient.

38) Sekondelieutenant: Heinr. Leopold von Holly, 29 Jahr alt, aus Magdeburg, 11 Jahr gedient.

39) Fähndrich: Joseph von Viktor, 27 Jahr alt, aus Pohlen, 6 Jahr gedient.

40) Fähndrich: Friedrich Wilhelm von Sydow, 21 Jahr alt, aus der Neumark, 1½ Jahr gedient.

41) Fähndrich: Gottfried Christoph von Rathenow, 29 Jahr alt, aus der Prigniß, 4 Jahr gedient.

42 Fähndrich: Otto Oswald von Schenkendorf, 24 Jahr alt, aus d. H. Krossen, 10 Jahr gedient.

43 Fähndrich: Primislaus Ulrich von Kleist, 28 Jahr alt, aus Pommern, 13 Jahr gedient.

44) Fähndrich: Benedikt Karl von Düring, 26 Jahr alt, aus Hessen, 8 Jahr gedient.

45) Fähndrich: Alexander Gottfried von Rhoe, 30 Jahr alt, aus dem Lüttischen, 2 Jahr gedient.

46) Fähndrich: Ernst Gottlieb von Reichwald, 25 Jahr alt, aus Schlesien, 6 Jahr gedient.

47) Fähndrich: Anton Ludwig von Schlotheim, 24 Jahr alt, aus Sachsen, 8 Jahr gedient.

48) Fähndrich: Erdmann Curt von Bork, 25 Jahr alt, aus Pommern, 24 Jahr gedient.

49) Fähndrich: Georg Heinrich von Kloeden, 27 Jahr alt, aus der Prignitz, 10 Jahr gedient.

50) Fähndrich: Joh. Friedr. von Kalben, 28 Jahr alt, aus der Altmark, 12 Jahr gedient.

* In der Fortsetzung werden über diese Liste besondere Erläuterungen geliefert werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: 4.

Berlin (1787)

Bor. 344 d-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11001931-3
VD18 80341918-001